Ostpreußische Köpfe

Ost-
preußische
Köpfe

Ostpreußische Köpfe.



Immanuel Kant.

Ostpreußische Köpfe.

1928

Königsberger Allgemeine Zeitung und Verlagsdruckerei
G. m. b. H.



Immanuel Kant.

Ostpreußische Köpfe.

1928

Königsberger Allgemeine Zeitung und Verlagsdruckerei
G. m. b. H.

Dem achtzigjährigen
Dr. h. c. Alexander Wyneken,

dem unermüdlichen Vorkämpfer deutscher Kultur im Osten,

dem treuen Sohne Niedersachsens, der über ein halbes Jahrhundert für Ostpreußens Gesittung und Bildung segensreich gewirkt hat,

dem hochverdienten Mitbegründer und Leiter der „Königsberger Allgemeinen Zeitung“,

dem anregenden Urheber und schöpferischen Förderer dieser Lebensbilder

widmet die Festgabe
in Verehrung

Verlag und Redaktion
der Königsberger Allgemeinen Zeitung.

Vorwort.

Es ist ein Verdienst der Geschichtsschreibnng nm die Mitte des 19. Jahrhunderts, daß sie unter dem Einflnß der Romantik zum ersten Male daranf hingewiesen hat, daß der Charakter jedes Menschen, insonderheit großer führender Persönlichkeiten, ans der Landschaft, in der sie geboren sind, wesentlich zu erklären sei. Ohne daß es bisher gelungen ist, für die Erforschnng dieses Problems ein allgemeingültiges System auszuarbeiteu, so gibt schon das Gefühl des Volkes eine gewisse Sicherheit, wenn es Luther als Thüringer, den Freiherrn vom Stein als Hessen, Bismarck als Niedersachsen empfindet. Denn in dem einzelnen Individuum nnd seinem Werke, anch wenn es sich nicht anf dem engen Bezirk der Heimat ansgewirkt hat, offenbart sich in charakteristischen Eigenschaften das Entscheidende alter Landschaften nnd der in ihnen seßhaften und gewachsenen Volksstämme. Selbstverständlich ist dabei, daß in der Wertnng eines Menschen als Niedersachsen, Thüringer, Hessen oder Ostpreußen eine Fülle nnmeßbarer Gefühlswerte hinznkommt, welche die Klassifizierung erleichtert und znm Teil eindeutig bestimmt. So entscheidend der Gedanke der neuzeitlichen Geschichtsschreibung ist, so wird er doch eine wichtige Ergänzung sich notwendig gefallen lassen müssen: Wenn z. B. ein Fürst, wie Albrecht, der erste Herzog von Preußen, zwar nicht in Ostpreußen geboren ist, doch aber fast ausschließlich sein Leben hier zugebracht hat, so liegt es im Laufe der Dinge, daß die Menschen, die, diesem Lande erwachsen, ihn umgeben, daß die Landschaft, die Natur selbst ihn mit der Zeit zu einem Manne der Ostmark formte. Er wird dem Milieu, in das er gestellt ist, untertan und dienstbar. Freilich dieser zweite charaktergestaltende Zug der Umgebung ist nicht allgemein gültig; aber man wird billigerweise zugeben, daß er bei den Persönlichkeiten, die nicht in Ostpreußen geboren sind, aber doch dieser Reihe zugezählt wurden,

bestimmend gewesen ist in dem Ausmaß, in dem sie in die Geschichte der preußischen Ostmark und der deutschen Nation eingeführt sind.

Es kann nicht die Aufgabe dieser kurzen einleitenden Worte sein, aus der Reihe der hier zusammengeschlossenen ostpreußischen Persönlichkeiten, den Typus des ostpreußischen Menschen zu fixieren. Aber so viel scheint ganz allgemein sich zu ergeben, daß sich der spezifisch kolonisatorische Charakter dieser Männer in folgendem offenbart: Aus der oft brutalen Gegenwart der harten Landschaft ersteht die Sehnsucht nach dem Jenseitigen, aus dem Kampfe ums Dasein die Freude au vollkommener Freiheit des Geistes. Aber während der Slawe, auf ebendenselben östlichen Gebieten heimisch, den Passivismus der Seele nicht zu überwinden versteht, bändigt ihn der deutsche Kolonisator, weil er im rechten Augenblick das überströmende Individuelle zum Segen der Gemeinschaft nutzbar zu machen weiß.

Es war die Idee Dr. h. c. Alexander Wynekens, des Chefredakteurs der „Königsberger Allgemeinen Zeitung", in ihrem Unterhaltungsblatt eine Reihe derjenigen Persönlichkeiten zusammenzufassen, die seit Beginn des modernen Staates der Ostmark dauernde Werte geschaffen haben, die als Vertreter ostpreußischen Fühlens und Wollens gelten können. Diese Reihe, an der hervorragende Kenner ihres Faches mitgearbeitet haben, erscheint jetzt als Buch. Wenn es die „Königsberger Allgemeine Zeitung" seit mehr als 50 Jahren unter der Leitung Dr. h. c. Alexander Wynekens als ihre Aufgabe betrachtet hat, die deutsche Kultur im Osten unseres Vaterlandes zu stärken und in neuester Zeit auch zu verteidigen, so wird man dem Zweck dieses Buches zustimmen. Denn es erscheint als eine Ehrengabe zum 80. Geburtstage des Begründers und jetzigen Leiters der „Königsberger Allgemeinen Zeitung", Dr. h. c. Alexander Wyneken. Es wird somit ein Dokument des Geistes, in dem die Zeitung geleitet ist und wird.

Königsberg i. Pr., 16. April 1928.

Inhaltsverzeichnis.

Vorwort von Ulrich Baltzer 5
Herzog Albrecht
1. Die Persönlichkeit Herzog Albrechts von Christian Krollmann 15
2. Herzog Albrecht, die Universität und Königsberg von Christian Krollmann 19
3. Herzog Albrecht und das geistliche Lied seiner Zeit von Rattay 24
Nicolaus Copernicus von Erich Przybyllok 35
Simon Dach von Walther Ziesemer 45
Die Familie Wallenrodt von Günther Goldschmidt . . . 57
Gottsched von Harry Brettschneider 67
Immanuel Kant von Albert Goedeckemeyer 79
Christian Jacob Krans von Ludwig Waldecker 91
Johann Georg Hamann von Rudolf Unger 103
Johann Gottfried Herder von Eugen Kühnemann . . . 113
E. T. A. Hoffmann von Walther Harich 123
Ludwig Ernst von Borowski von Walther Borrmann . . 133
Theodor von Schön von Hans Rothfels 145
Hermann von Boyen von Werner 155
Alexander Graf zu Dohna-Schlobitten von Werner . . . 165
Reichsgraf Carl Lehndorff-Steinort von Werner 173
Gustav Friedrich Dinter von Rudolf Brückmanu 183
Otto Nicolai, Adolf Jensen, Hermann Goetz von Otto Besch 193
Ferdinand Gregorovius von Eduard Loch 209
Eduard von Simson von Paul Stettiner 221
Ferdinand Schichau von Kurt Uffhausen 235
Colmar Freiherr v. d. Goltz-Pascha von Werner 245
Lovis Corinth von Alfred Kuhn 265

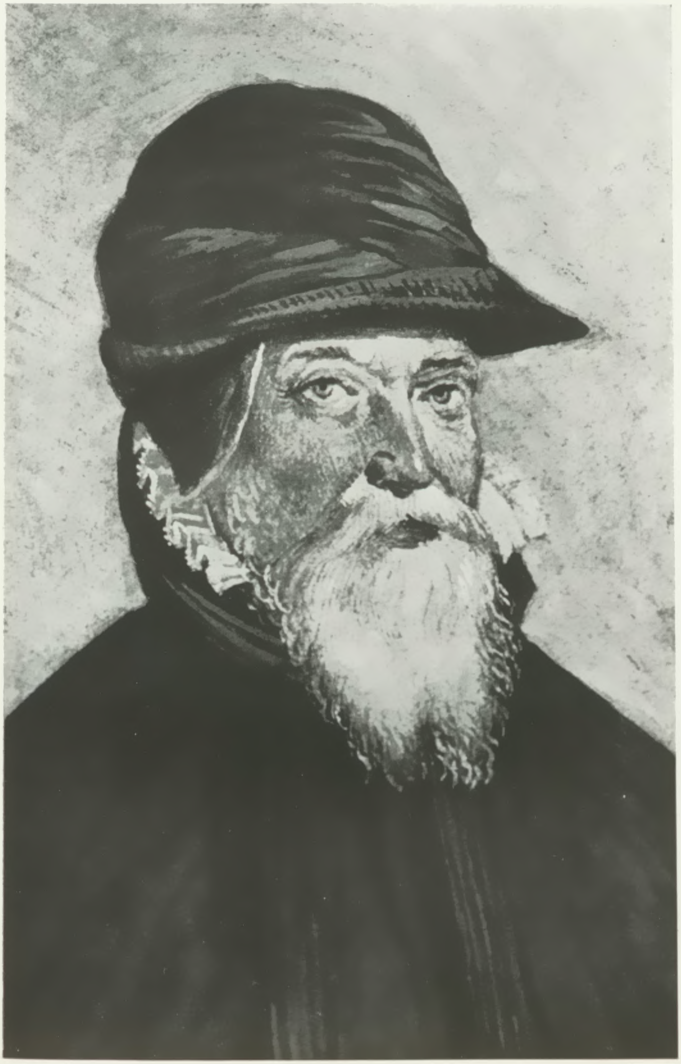
Das Titelbild wurde als Vierfarbendruck nach der im Kaiser-Friedrich-Museum in Berlin befindlichen Miniatur von Vernet in Originalgröße ausgeführt.

Für die Beschaffung der Bilder sind wir einer Anzahl Königsberger Bibliotheken und Museen zu Dank verpflichtet, nämlich der Staats- und Universitätsbibliothek, der Stadtbibliothek, der Altertumsgesellschaft Prussia, den Kunstsammlungen der Stadt Königsberg und der Schloßverwaltung. — Das Bild Corinths ist nach einer Steinzeichnung E. Stumpps gefertigt.

Die Mehrzahl der photographischen Aufnahmen wurde von Alfred Kühlewindt, Königsberg i. Pr., hergestellt.

I.

Herzog Albrecht.



Herzog Albrecht.

Die Persönlichkeit Herzog Albrechts

1490–1568.

Von Dr. Ch. Krollmann,

Direktor der städtischen Bibliothek und des Stadtarchivs Königsberg.

Markgraf Albrecht von Brandenburg, der letzte Hochmeister Deutschen Ordens und erste Herzog in Preußen, gehörte zu den Männern, die, ohne selbst von überragender Größe zu sein, durch die ungewöhnliche Rolle, die ihnen das Schicksal im Gange der Geschichte auferlegt hat, immer wieder die Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Soll man es Zufall oder Schickung nennen, jedenfalls nicht aus eigenem hinreißenden Triebe wurde er, der Sprößling eines kinderreichen mitteldeutschen Fürstenhauses, als durchaus unfertiger Mensch von 21 Jahren um fürstlicher Versorgung willen dazu bestimmt, das Hochmeisteramt des Deutschen Ordens in Preußen zu übernehmen. Wohl kaum war er sich bei diesem wichtigen Schritte schon klar darüber, daß er damit gleichzeitig vor eine Aufgabe gestellt wurde, an der bereits sein Vorgänger, Herzog Friedrich von Sachsen, kläglich gescheitert war. Es handelte sich um nichts weniger als darum, den Rest jenes herrlichen Staatsgebildes, das einst der Deutsche Orden in schwungvoller Begeisterung geschaffen hatte, das dann durch Revolution und Bürgerkrieg zerschlagen und in die Abhängigkeit des Polenkönigs gebracht worden war, vor gänzlichem Verlust an Polen zu bewahren und womöglich in altem Glanze wiederherzustellen.

Diese Aufgabe war nicht mehr zu lösen, so lange man mit den alten Mitteln daran ging. Der Ordensstaat war nicht zu retten, weil der Orden selbst leere Form geworden war, die sein Nutznießer, der deutsche Adel, mit neuem Geist

und neuer Kraft zu füllen außerstande war. Zehn schwere Jahre strebte der Markgraf mit heißem Bemühen, Unmögliches möglich zu machen. Darüber reifte er zum ganzen Manne und lernte die reformatorischen Forderungen seiner Zeit begreifen und sich aneignen. Auf Preußen angewandt hieß das: der alte Träger des preußischen Staatsgedankens, der Orden, mußte fallen, der Staat selbst mußte bleiben, und zwar als deutscher Staat in der allein möglichen Form des Territorialfürstentums, die schon Friedrich von Sachsen angebahnt hatte. Das war aber nur möglich bei radikaler Trennung von der römischen Kirche, so wurde Preußen evangelisch. Die polnische Oberhoheit abzuschütteln gelang Albrecht nicht, aber es war doch wichtig und bedeutete einen Fortschritt, daß der deutsche Charakter seines neuen Herzogtums schon in der Form der Abhängigkeit, dem deutschen Lehnsverhältnis, das dem polnischen Staatsrecht bis dahin fremd war, zum Ausdruck kam. So blieb Preußen auch rein äußerlich ein Fremdkörper im polnischen Staatsverbande.

Während der 43jährigen Regierung Albrechts als Herzog hat Preußen in Frieden gelebt und seinen durch den Reuterkrieg vernichteten Wohlstand wieder aufbauen können. Das bedeutet aber nicht, daß der Fürst nun aller politischen Sorgen enthoben gewesen wäre. Der im Reich zurückgebliebene Zweig des Ordens unter dem Deutschmeister hat nie auf Preußen verzichtet, und man kann wohl sagen, mehr Mühe und Mittel darauf verwandt, das verlorene Land wiederzugewinnen, als er in Zeiten der Not gegeben hatte, um den Verlust abzuwenden. Es versteht sich, daß er den Kaiser und die katholische Partei in Deutschland auf seiner Seite hatte. So erging denn 1532 gegen Herzog Albrecht die Reichsacht. Das wurde der Angelpunkt der äußeren Politik Albrechts. Mochte die Gefahr einer Exekution auch nicht allzu nahe drohen, es

drückte ihn schwer, ein „Geächteter“ sein, da er sich trotz der längst vollzogenen staatsrechtlichen Trennung vom Reiche doch jederzeit in erster Linie als deutscher Fürst fühlte. Daher finden wir ihn zwar stets unter den deutschen Gegnern des Kaisers, beim Schmalkaldischen Bund, im Fürstenbund, aber doch trotzdem immer bemüht, die Aufhebung der Acht zu erzielen. Da indessen Polen naturgemäß seinen Lehnsmann in Schutz nahm, kam jenen Bemühungen Albrechts mehr eine persönliche Bedeutung zu, als Einfluß auf die politische Lage Preußens. Nicht unwichtig dagegen war die Rolle, die der Herzog bei Auflösung des Ordensstaates in Livland spielte. Er hat versucht, für sein Haus auch dort Fuß zu fassen, indem er seinen Bruder, den Markgrafen Wilhelm, zum Koadjutor des Erzbischofs von Riga wählen ließ. Er hatte ihm dort wohl eine ähnliche Aufgabe zugedacht, wie er selbst in Preußen gelöst hatte. Aber Wilhelm versagte. Auch spätere Bemühungen, selbst in Livland sich festzusetzen, haben keinen dauernden Erfolg gezeitigt.

Ganz unschätzbare Verdienste hat sich Albrecht um die Begründung und den Ausbau der evangelischen Landeskirche in Preußen erworben. Eine besonders glückliche Hand zeigte er schon als Hochmeister, als er Georg von Polenz und Erhardt von Queiß zu Bischöfen der beiden Diözesen des Ordenslandes erhob. Es setzt ganz besondere Gaben des Herzens und des Geistes voraus, daß es ihm gelang, durch die beiden Kirchenfürsten selbst die Reformation in Preußen glücklich einleiten zu lassen, trotz seiner Abwesenheit und trotzdem er ihre Handlungen aus politischen Gründen vor der Oeffentlichkeit oft genug hatte mißbilligen müssen; und mehr noch, daß beide, als man endlich öffentlich die Neugestaltung des Kirchenwesens durch einen Staatsakt bekannt geben konnte, freiwillig ihre weltlichen Herrschaftsrechte in die Hände des Herzogs zurückgaben! Das ist ein Vor=

gang, der einzig dasteht in der Geschichte der evangelischen Kirche. Im Geiste solcher Einigkeit ist dann auch in Preußen zuerst eine einheitliche evangelische Kirchenordnung und evangelische Agende geschaffen worden. Diese ersten Ordnungen atmen ganz den Hauch der evangelischen Freiheit, die Abneigung gegen Bindung durch Menschensatzung und geistigen Zwang, die Albrecht stets beseelt haben. Er war überzeugter evangelischer Christ von echtester Frömmigkeit, aber eins ging ihm ganz ab, das Verständnis für dogmatische Prinzipienreiterei. Die daraus entspringende Duldsamkeit hat ihm viel Aufeindung eingetragen von seiten jener Lutheraner, die jeden verketzerten, der nicht auf ihr besonderes Dogma eingeschworen war. Eine unbefangene Betrachtung wird ihn aber gerade deswegen als einen der seltenen Männer schätzen, die, festhaltend an den Grundsätzen der ursprünglichen, noch nicht verknöcherten evangelischen Bewegung über Jahrhunderte hinweg die Brücke schlagen zum religiösen Empfinden der Gegenwart.

Die Verdienste Albrechts um Kunst und Wissenschaft, insbesondere um die Universität in Königsberg, seine segensreichen Bemühungen um die Besiedlung des Landes hier im einzelnen auszumalen, würde zu weit führen. Es sei hier nur noch kurz seines tragischen Ausgangs gedacht. Albrecht hatte als unerfreuliche Erbschaft des Ordensregiments ein stark entwickeltes Ständetum überkommen. Da er für sich selbst ein schlechter Haushalter war und nicht verstand, die Stände — Adel und Städte — gegeneinander auszuspielen, vielmehr den ersteren ungebührlich begünstigte, wuchs ihm derselbe allmählich über den Kopf und riß schließlich die ganze Regierungsgewalt an sich. Das Unglück wollte, daß Albrechts Schwiegersohn, Johann Albrecht von Mecklenburg, den Mißmut des alterschwach gewordenen Fürsten ausnutzte, ihn mit einer Art Neben-

regierung umgab, die versuchten sollte, den unerträglich werdenden Zustand durch einen Staatsstreich zugunsten mecklenburgischer Erbfolge zu ändern. Dem kam der Adel zuvor. Mit polnischer Hilfe wurde die Nebenregierung gestürzt, einige ihrer Häupter dem Henker überliefert, der Herzog selbst, wenn auch nicht formell, so doch tatsächlich allen Einflusses auf die Regierungsgeschäfte beraubt. So endete der Mann, der Preußens Selbständigkeit begründet und seiner deutschen Stellung den Weg gebahnt, als hilfloser Greis in völliger Machtlosigkeit.

Herzog Albrecht

die Universität und Königsberg.

Von Dr. Ch. Krollmann,

Direktor der städtischen Bibliothek und des Stadtarchivs Königsberg.

Durch die Begründung des Territorialstaates mit einem erblichen Landesfürsten an der Spitze war ein ganz anderes Band geschlungen zwischen Herrscher und Volk in Preußen, als es je zuvor in der Zeit der Hochmeister bestanden hatte. Der Widerstreit der universalen Tendenzen des Ordens gegen die territorialen der Untertanen war behoben, Herzog und Volk waren eins in dem Bewußtsein, Preußen zu sein. Dieser politischen Gemeinschaft gesellte sich die des Glaubens. Die große Aufgabe, die stürmisch gewonnenen Errungenschaften der Reformation dauernd zu behaupten, konnte nur gemeinsam gelöst werden. Die Lage Preußens — weit entfernt vom Mutterlande und rings umgeben von polnischen Provinzen — machte auch eine geistige Autarkie notwendig, die erst geschaffen werden mußte. Zunächst lagen noch die Quellen alles geistigen Besitzes des jungen evangelischen Staates in weiter Ferne, in Sachsen und Franken; von dort waren seit Generationen

seine politischen Lenker, von dort in jüngster Zeit seine religiösen Erneuerer gekommen. Aber es konnte unmöglich so bleiben, daß das staatliche und kirchliche Gebäude, welches sie errichtet hatten, dauernd seine Beseelung von außen erhielt. Nur wenn der geistige Nachwuchs beizeiten aus heimischem Blute kam, konnte es fest begründet sein. Das aber konnte nur mittels eigener Schulen ermöglicht werden. Sie mußten die preußische Jugend erziehen, die einmal im Dienste des Staates und der Landeskirche Deutschtum und Evangelium behaupten sollte.

In diesem Gedanken waren Fürst und Stände einig. Insbesondere der Landesherr und seine Residenz Königsberg. So entstanden in den drei Städten die Lateinschulen. So nahm der Plan der Gründung einer Universität im Herzogtum Preußen in lebendigem Zusammenwirken zwischen Herrscherhaus und Ständen Gestalt an. Sie schufen gemeinsam die wirtschaftlichen Grundlagen für den Bestand einer hohen Schule. Zuerst schien es, als sollte die neue Universität zu Königsberg nichts anderes werden als ein Ableger von Wittenberg, denn da der Herzog zur Gewinnung der Lehrkräfte sich in erster Linie des Rates Luthers und Melanchthons bediente, stammte die große Mehrzahl von ihnen aus der dortigen Schule. Und sie fühlten sich auch als Wittenberger. Aber der Geist, der sie beseelte, war nicht mehr derselbe, der noch lebendig wirksam gewesen war bei der Gründung der preußischen Landeskirche und in Albrecht selbst noch fortlebte, der Geist der evangelischen Freiheit. Jene Epigonen standen schon unter dem Bann dogmatischer Streitsucht. So hat denn Albrecht das tragische Schicksal gehabt, daß seine Gründung von Anbeginn an eine Stätte theologischen Haders geworden ist. Es blieb sich gleich, ob er die Dinge gehen ließ, ob er vermittelnd oder befehlend eingriff, immer gab es eine Partei, der er es nicht recht machen konnte. Ihn trifft kein Vor-

wurf wegen der Erschütterungen, die die Landeskirche und die junge Pflanzung der Hochschule durchzumachen hatten, der Streit lag im Wesen des Spätluthertums, dieselben Erscheinungen, die in Preußen betrüblich zutage traten, zeigten sich ja auch in allen anderen evangelischen Territorien nicht weniger kraß. Aber man darf die eigentlich niemals abreißenden theologischen Kämpfe im deutschen Geistesleben nicht überschätzen. Streit zeugt Aktenhaufen, Akten wirken vergrößernd für die Augen des Forschers und lassen ihn leicht an dem wirklichen Geschehen vorbeisehen. Das Ziel, das man sich bei der Gründung der Königsberger Universität gesteckt hatte, wurde schließlich doch erreicht, die geistige Autarkie des Landes geschaffen. Es erzog sich seine Beamten, seine Geistlichen selber, ohne deshalb auf Blutauffrischung zu verzichten. Nur auf diesem Wege konnte die politische und geistige Unabhängigkeit Preußens behauptet werden, nur so gelang es, die nationalen Gegensätze im Innern zu überwinden. Daß die altpreußische Bevölkerung, die beim Ausgang des Ordens noch in großer Stärke ihr halb- oder ganzheidnisches Eigenleben führte, völlig in die deutsche aufgegangen ist, verdanken wir den auf der heimischen Universität ausgebildeten Geistlichen und Beamten, ebenso die restlose staatliche Assimilierung der Litauer und der aus deutsch-preußisch-masowischer Mischung hervorgegangenen Masuren. Wenn das auch erst nach Albrechts Heimgang zur Wirklichkeit wurde, er hat doch den Grund gelegt zu diesem Erfolge.

Man darf auch eins nicht vergessen: der Lehrkörper der Universität bestand nicht nur aus Theologen, und unter den letzteren gab es ebenso wie unter den Begründern der preußischen Landeskirche Männer genug, deren Sendung über die Grenzen ihres Spezialfaches hinausging. Vielseitig gebildet, wie sie waren, haben sie sich auch in anderer Hinsicht als Kulturträger bewährt. Man denke an Paul

Speratus, den Liederdichter, an Johann Poliander, den Altstädtischen Pfarrer, der sich besonderer Freundschaft des Fürsten erfreute und die ersten Vorschläge für die Begründung der Universität ausarbeitete. Er war ein hervorragender Pädagoge und wie seine hinterlassene Bibliothek ausweist, ein feinsinniger Kenner der klassischen Literatur und seiner zeitgenössischen geistigen Bewegung. Daß er auch seinen Pfarrkindern, den Bürgern der Altstadt, Verständnis dafür zutraute, geht daraus hervor, daß er ihnen seine Bibliothek als Vermächtnis hinterließ, zu derselben Zeit — man beachte die Duplizität der Ereignisse —, als der Herzog oben auf dem Schlosse gleichfalls eine Bücherei zum gemeinen Nutzen stiftete. Osiander, sein Nachfolger im Amt und in der Freundschaft Albrechts, um den der Theologenstreit in hellen Flammen aufschlug, hat seinen Namen für alle Zeiten mit der größesten wissenschaftlichen Tat des 16. Jahrhunderts verknüpft, mit der Begründung des Copernikanischen Systems, für das er als einer der ersten volles Verständnis zeigte, wenngleich er es aus dogmatischer Befangenheit nur als Hypothese zur Erklärung astronomischer Vorgänge gelten lassen wollte. Schon das bedeutet einen ungeheuren Fortschritt gegenüber der unbedingten Ablehnung, die die Gedankenwelt des Copernikus bei Männern, wie Luther und Melanchthon, fand. Man könnte die Reihe solcher Kulturträger in Königsberg noch lange fortsetzen, hier sei nur noch des unglücklichen Hofpredigers Albrechts gedacht, Johannes Funks, der seine Einmischung in politische Dinge mit dem Kopfe bezahlen mußte. Seine Kulturleistung liegt auf dem Gebiete der Geschichte, deren wissenschaftliche Erkenntnis er durch seine Chronologie über Melanchthon hinaus förderte.

Diese Männer nun lebten und wirkten inmitten der Königsberger. Die lebendige Anteilnahme der Bürger an

den theologischen Streitigkeiten läßt darauf schließen, daß sie auch für anderweitige geistige Anregungen nicht unempfänglich blieben. Man kann ohne weiteres behaupten, daß das Geistesleben in Königsberg hinter dem Westen nicht zurückstand. Herzog Albrechts Verdienste darum gehen noch über Reformation und Universität hinaus. Als Symbol, wie die geistigen Fäden vom Schloß herab zu den Städten am Pregel führten, mag der Umstand dienen, daß der erste Buchdrucker Königsbergs, Hans Weinreich, seinen Laden an der Treppe von der Altstadt zum Schlosse hatte. Sein von Albrecht berufener Nachfolger war kein Geringerer als Hans Lufft, der Bibeldrucker aus Wittenberg. Neben den Druckern wurden bald auch die Buchhändler heimisch. Deutsche, lateinische, altpreußische, litauische und polnische Schriften wurden in Königsberg gedruckt und schafften geistige Bindung zwischen den heterogenen volklichen Elementen des Landes.

Wenn der Dichter und Komponist Paul Kugelmann um 1560 singen konnte:

> Zu Königsberg in der werten Stadt,
> Da liegt ein schöner Garten,
> Darin man singt, all' Musik hat,
> Und tut viel Kurzweil warten,

so verdankt die Stadt diesen Ruhm in erster Linie wiederum ihrem Fürsten, der auch auf dem Gebiete der Dichtkunst und Musik tonangebend und bahnbrechend wirkte. Und nicht weniger war das auf dem Gebiete der bildenden Künste der Fall. Albrecht hat Preußen nicht nur mit den Werken eines Lukas Kranach und Hans Krell vertraut gemacht, sondern auch so hervorragende Künstler wie Jakob Bink und Georg Pencz zu unmittelbarer Wirksamkeit nach Königsberg gezogen. Man darf die Menge der Kunstwerke, die damals in Königsberg zusammenströmte, nicht unterschätzen, wenn heute auch nur wenig an Ort und Stelle erhalten ist.

Ebenso steht es auch mit den Leistungen der Baukunst. Was geschaffen wurde, ist nur zum geringen Teil und dann noch meist, wie z. B. der Ostflügel des Schlosses, verstümmelt auf unsere Zeit gekommen, namentlich soweit es die vom Hofe beeinflußte bürgerliche Kunstausübung betrifft. Das schöne Altstädtische Rathaus von 1524 ist verschwunden, zahlreiche Bürgerhäuser haben dasselbe Schicksal geteilt. Nur die Kunstschätze des Domes lassen noch ahnen, wie das Königsberg aussah, das Kaspar Stein im 17. Jahrhundert mit so beredten Worten schildert. Man sagt nicht zu viel, wenn man es das Königsberg Herzog Albrechts nennt.

Herzog Albrecht

und das geistliche Lied seiner Zeit.

Von Dr. K. Rattay, Königsberg.

Die Reformation ist für Preußen mehr als ein bloßer Wechsel der Konfession. Ihre Bedeutung erschöpft sich auch nicht in der mit ihr eng verbundenen Aenderung der Staatsform. Sie ist mehr als anderswo der Anbruch einer neuen Zeit und darüber hinaus die Geburtsstunde unseres geistigen Lebens überhaupt. Was wissen wir denn gerade auf diesem Gebiete von der Zeit des Mittelalters? Wohl sind in der Glanzzeit des Ordens Marienburg und in gewissem Sinne auch Danzig Pflegestätten hoher geistiger und künstlerischer Kultur; Königsberg dagegen scheint im Dornröschenschlaf zu träumen, und nichts deutet auf wenn auch nur spärlich entwickeltes Geistesleben hin. Ja, das Mittelalter ist tatsächlich für uns eine „dunkle" Periode!

Als ob nun die schlummernden Kräfte durch die Reformation plötzlich wachgerufen sind, als ob die träge

dahinträumenden Geister mit einem Schlage wachgerüttelt werden: Vor dem staunenden Blick entfaltet sich mit fast elementarer Gewalt das Bild eines ungewöhnlich regen Geisteslebens, das Königsberg zweifellos zu einem der geistigen Mittelpunkte Deutschlands macht. Auf alle Gebiete hin erstreckt sich die Wirkung des fundamentalen Ereignisses der Reformation, und alle geistigen Aeußerungen und Regungen stehen unter dem Eindrucke des tiefen religiösen Erlebens, dessen gewaltige Bedeutung sich nirgends klarer als in der Dichtung jener bewegten Zeit widerspiegelt. So erklärt sich auch die auf den ersten Blick merkwürdige Tatsache, daß uns unsere Heimat aus dem sechzehnten Jahrhundert nicht ein einziges weltliches Volkslied überliefert hat, während doch im Innern des Reiches gerade in jener Zeit das Volkslied sich zur höchsten, einzig schönen Blüte entfaltet. Dazu hat wohl aber auch noch ein Zweites beigetragen: Die Geisteskultur des Ostens steht noch nicht auf so breiter Grundlage, sie hat noch nicht so weite Volkskreise durchdrungen, wie etwa im Jahrhundert des großen Krieges. Um so heller leuchten dagegen die Namen einzelner Persönlichkeiten, und voll Stolz dürfen wir sagen, daß von dem dunkeln Himmel des alten Ordenslandes mancher Stern ersten Ranges sein helles Licht erstrahlen läßt.

Die Zentralsonne ist, wie auf allen Gebieten, so auch im Bereiche der Dichtung Herzog Albrecht. Die ungewöhnliche Vielseitigkeit seines Geistes, die bei größerem Ausmaße wohl Genialität zu nennen wäre, läßt ihn sich auch als Dichter betätigen. Wenn das Urteil Friedrich Spittas, der ihn als „einen der fruchtbarsten, eigenartigsten und tiefsten geistlichen Dichter der Reformationszeit" bezeichnet und ihm nicht weniger als 80 Lieder zuschreiben möchte, reichlich hochgegriffen ist, so zeigt sich doch in den authentischen der Dichtungen, daß der Fürst in reichem Maße das

besitzt, was den wahren Dichter macht: Seine Lieder entströmen der Tiefe seines Gemüts. Das verrät sogleich die erste uns erhaltene Dichtung Albrechts, sein „Marienlied“: „Allzeit verleihe mir, Herre mein.“ Der Hochmeister, umdrängt von Sorgen und Nöten, ruft übervollen Herzens die heilige Jungfrau, die Schutzherrin des Ordens, um Hilfe an. Wir können daraus mit Sicherheit die Entstehung dieses tief empfundenen Liedes in die Jahre 1520 bis 1522 ansetzen. Ebenso sicher ist auch anzunehmen, daß Albrecht an dem ersten Königsberger Gesangbuch, 1527 in zwei Teilen erschienen, seinen dichterischen Anteil hat, obwohl bei keinem Liede sein Name ausdrücklich bezeugt ist, und manche der ihm zuzuschreibenden Lieder haben sich bis weit in das 18. Jahrhundert im Gemeindegebrauch erhalten, wohl ein Beweis für ihren Gehalt. Kreuz und Trost bildet den Hauptinhalt seiner Gesänge, was durchaus verständlich ist, wenn man an Albrechts Regierungsnöte denkt. So singt er resigniert in dem bekannten, meist seinem Vetter zugeschriebenen Liede: „Was mein Gott will, gescheh allzeit“, oder ruft im kunstvollen Meistersingervers, der ihm aus seiner fränkischen Heimat her geläufig war, mit den Worten des 91. Psalms aus: „In dieser unsrer großen Not herzlich wir dich anrufen.“ Doch auch seinen festen evangelischen Glauben betont der Fürst, der das Glaubensbekenntnis in die Verse bringt: „Ich glaub in Gott, der geschaffen hat.“

Gerade dieses Lied lehnt sich dem Inhalt wie der Form nach, ohne gleich ein Plagiat zu sein, stark an eine ältere Dichtung von Paul Speratus an: „In Gott glaub ich.“ Albrecht hatte sich damit kein schlechtes Vorbild ausersehen. Denn Speratus ist ohne Zweifel der bedeutendste und begabteste unter den preußischen Dichtern der Reformationszeit. Schon im ersten evangelischen Gesangbuch, dem sogenannten „Achtliederbuch“ von 1524, zu dem Luther fünf

Lieder beigesteuert hat, ist er mit drei Dichtungen vertreten, darunter dem Kern- und Bekenntnislied: „Es ist das Heil uns kommen her", das man noch heute singt, soweit auf der Erde der evangelische Glaube reicht. Im genannten Jahre war er nach wunderbaren Schicksalen und mancherlei Fährnissen (er war bereits zum Feuertode verurteilt) durch Luthers Vermittelung nach Preußen gekommen, und hat dann von 1530 bis 1551 als Bischof von Pomesanien in Riesenburg gewirkt. In dieser Stellung dichtet er „ein Lied mit klagendem Herzen" über den drohenden Ausgang des Augsburger Reichstags: „Es ist der Reichstag für", das von einer seltenen Beherrschung dichterischer Formen zeugt. Es ist nur selbstverständlich, daß ein so bedeutender Mann auch an der Entstehung des ersten Königsberger Gesangbuchs von 1527 seinen großen Anteil hatte, zumal er damals Hofprediger in Königsberg war. Freilich läßt sich im einzelnen nicht erweisen, welche der 42 Lieder dieser Sammlung von Speratus herrühren, da sie ausnahmslos keinen Verfassernamen tragen.

Als ebenso sicher dürfen wir hier aber auch die Mitarbeit eines weiteren Dichters voraussetzen, der noch heute in den evangelischen Gesangbüchern vertreten ist. Es ist Johannes Graumann, gräzisiert Poliander, der sein schönes Lied: „Nun lob' mein' Seel' den Herren" auf Veranlassung Herzog Albrechts nach den Worten des 103. Psalms dichtete. Albrecht soll dieses Lied, das in manchen Gegenden sogar den „Choral von Leuthen" „Nun danket alle Gott" verdrängt hat, besonders hochgehalten und noch in seiner letzten Krankheit viel gesungen haben. Es war früher auch wesentlich bekannter als heute, besonders natürlich in Königsberg, wo Graumann von 1529 bis 1541 als Pfarrer an der Altstädtischen Kirche tätig war.

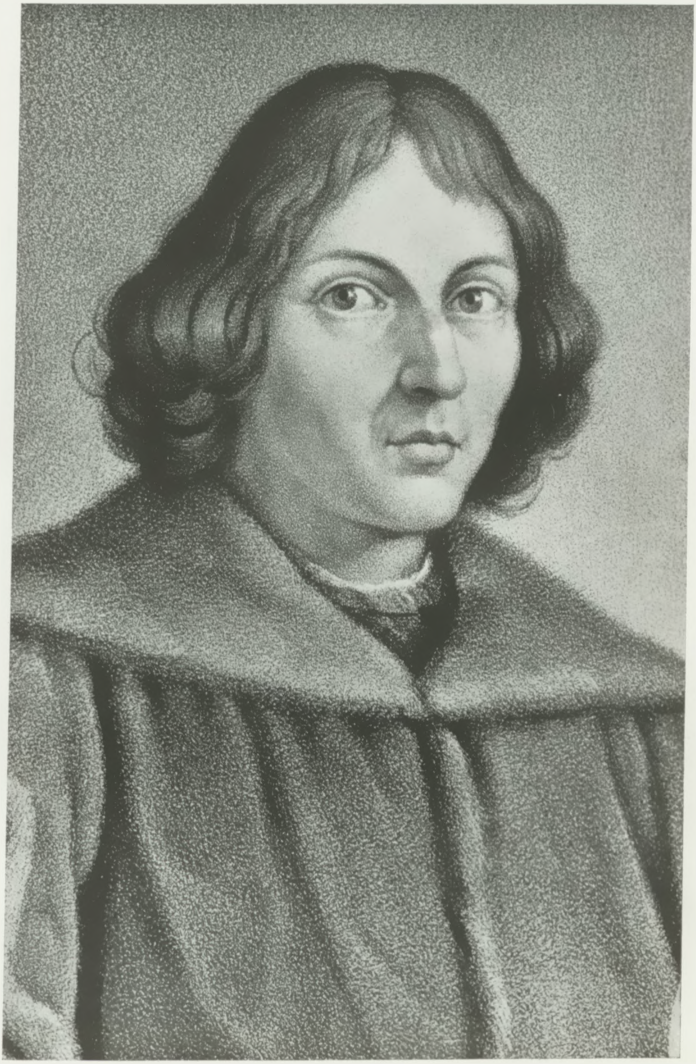
Doch des fruchtbarsten preußischen Dichters Namen „meldet kein Lied, kein Heldenbuch!“ Kein Gesangbuch hat auch nur eines seiner Lieder aufgenommen, und schwerlich ist auch sonst wohl eines gedruckt worden. Seltsames Schicksal! Seit Jahrhunderten liegt der Band mit den 116 Gesängen des Heinrich von Miltitz fast unbekannt in unserer Bibliothek, und als ich vor drei Jahren den schön gebundenen und sauber geschriebenen Folianten zur Hand nahm, war er nur ein einziges Mal zu wissenschaftlichen Zwecken kurz eingesehen worden. Wie die Widmung zeigt, ist auch hier der kunstsinnige Fürst der Anreger gewesen und hat den ehemaligen Ordensherren und späteren Komtur von Barten zur Abfassung dieser Gesänge ermuntert, die „auß den Süssen lustigen blmnen Gottliches worttes“ entnommen sind. Kein Wunder. War doch Miltitz ein Mann von strengem Charakter, der es mit seinem Glauben ernst nahm und zu deu wenigen Rittern zählte, die erst nach längerem Zögern sich der Reformation anschlossen. Dieser mannhafte Kopf nahm später eine Vertrauensstellung beim Herzog ein, der ihn mit allerlei Gesandtschaften und anderen ehrenvollen Aufträgen bedachte. Mannigfaltigkeit in Form, Inhalt und Gesamtstimmung kennzeichnet seine geistlichen Lieder. Auch er ist, wie viele kunstvoll gebaute Verse und Reime beweisen, durch die Schule des Meistergesanges gegangen. Man vergleiche etwa sein Lied, zum neuen Jahr zu singen: „Viel selger, guter neuer Jahr werden uns kund und offenbar In Christo zwar. Gottes Sohn er war, den Maria uns Mensch gebar, die reine Jungfrau klar.“ Manchmal lehnt er sich eng an den Bibeltext an, den er durch Umstellung der Worte versifiziert, und besonders reich schöpft er aus dem Psalter. Bitt-, Dank- und Glaubenslieder sind hier in gleicher Weise vertreten und zeigen, daß hier nicht ein bloßer Dilettant am Werke war, sondern ein wahrhafter Dichter, der unverdient der Ver-

gessenheit anheimgefallen ist. Besonders wertvoll werden diese Gesänge durch die ihnen beigegebenen Melodien, deren Autorschaft nicht feststeht.

Ueberblicken wir das gesamte dichterische Schaffen der Zeit, so läßt sich feststellen, daß gerade den Königsberger Dichtern ein bedeutsamer Anteil an der Entwickelung des Kirchenliedes zukommt. Da nun aber das Kirchenlied außerordentlich viel zur Verbreitung evangelischer Gedanken beigetragen hat, so ist das Verdienst dieser Männer für die Ausbreitung der Reformation nicht gering anzuschlagen, nnd niemand hat das stärker betont und freudig hervorgehoben, als Martin Luther selber, der frohen Herzens von Wittenberg aus die Fortschritte des Evangeliums in Preußen verfolgte. War die Einführung der Reformation in Preußen doch sein ureigenstes Werk!

II.

Nicolaus Copernicus.



Nicolaus Copernicus.

Nicolaus Copernicus

1473–1543.

Von Professor Dr. E. Przybyllok, Königsberg.

Der deutsche Osten darf sich rühmen, in Nicolaus Copernicus den Mann hervorgebracht zu haben, dem es als Ersten gelang, die wahre Natur der kosmischen Bewegungen zu erkennen. Aus dem zweiten vorchristlichen Jahrhundert war das ptolemäische Weltsystem überliefert: die Erde steht im Mittelpunkte der Welt, um sie bewegen sich Sonne, Mond und die Planeten. Unbestritten beherrschte dieses System fast siebzehn Jahrhunderte menschlicher Geistesgeschichte, bis es durch den großen Reformator gestürzt wurde. Der Erde nahm er ihre bevorzugte Stellung, wies diese der Sonne zu und ordnete die Erde ein als Glied der Planeten, die die Sonne umkreisen.

Nicolaus Copernicus ist am 19. Februar 1473 zu Thorn geboren. Die Familie Koppernigk (so lautete der Name eigentlich, Copernicus ist die der Sitte der damaligen Zeit entsprechend lateinisierte Form) stammt aus Schlesien, aller Wahrscheinlichkeit nach aus dem Dorfe Köppernigk im Kreise Neiße. Von da wanderte der Großvater unseres Copernicus nach Krakau aus und brachte es dort als Kaufmann zu nicht unbedeutendem Wohlstande. Dessen Sohn Niklas Koppernigk siedelte gegen 1457 nach Thorn über, einer Stadt, die, von Deutschen gegründet, eine fast rein deutsche Bevölkerung hatte. Dort verheiratete er sich mit Barbara Watzelrode, aus altem Thorner Geschlechte stammend. Aus dieser Ehe entsprossen vier Kinder, deren jüngstes unser Copernicus war. Mit zehn Jahren wurde der Knabe vaterlos, und es nahm sich seiner nun sein

Oheim, der Bischof Lucas Watzelrode, an. Nach dem Besuche der Schulen seiner Vaterstadt bezog Copernicus achtzehnjährig die Hochschule zu Krakau, die sich damals eines namhaften Rufes erfreute. Hier widmete sich der junge Copernicus vier Jahre lang dem Studium der Theologie und der Naturwissenschaften, insbesondere der Mathematik und Astronomie. Nach einem kurzen Besuch seiner Vaterstadt zog Copernicus 1495 nach Italien, um in Bologna neben juristischen und theologischen Studien besonders die Astronomie zu betreiben. 1497 kehrte er nach Preußen zurück und erhielt, nachdem er zuvor zum Priester geweiht worden war, 1499 eine Domherrnstelle in Frauenburg, wohl durch Vermittlung seines Oheims Watzelrode, der damals Bischof von Ermland war. Nach den Statuten des Domstiftes mußten dessen Mitglieder in einer der drei weltlichen Fakultäten promovieren, und so wurde Copernicus wiederum nach Italien beurlaubt und soll in Padua medizinische und juristische Studien betrieben haben. 1500 lebte er ein Jahr lang in Rom. Im folgenden Jahre kehrte er für kurze Zeit nach Frauenburg zurück, sein Urlaub nach Italien wurde verlängert, und abermals reiste er nach dem Süden, um vermutlich in Padua seine Studien fortzusetzen. 1503 erhielt er auf der Universität Ferrara die Würde eines Doktors des kanonischen Rechtes. Ungefähr 1505 kehrte Copernicus, nun in vollem Mannesalter stehend, nach seinem Vaterlande Preußen zurück. Das reiche Wissen, das er sich in jahrelangem Studium erworben hatte, sollte freilich dem Frauenburger Domstift zunächst noch nicht zugute kommen, denn sein bischöflicher Oheim berief ihn zu sich nach dem Heilsberger Schlosse. Die medizinischen Kenntnisse, die sich Copernicus in Italien erworben hatte, scheinen bei der schwachen Gesundheit des Bischofs neben den verwandtschaftlichen Beziehungen die Ursache dieser Berufung gewesen zu sein. In Heilsberg

erhielt Copernicus als Gehilfe des Bischofs die staatsmännische Schulung, die ihm später von großem Nutzen sein sollte. Indessen mochte er wohl Muße genug gehabt haben, um sich astronomischen Arbeiten widmen zu können. Die Ideen, die er aus Italien mitgebracht hatte, sie konnten hier ausreifen; in der Heilsberger Zeit hat Copernicus den Grundstock gelegt zu jenem Werke, das ihn zu den Sternen der Wissenschaft erheben sollte. Daneben liefen humanistische Arbeiten, er übersetzte in Heilsberg die Briefe des Theophylactus Simocatta aus dem Griechischen ins Lateinische. Dieses Buch erschien 1509 in Krakau, es war das erste Buch, welches die griechische Literatur im Osten vertrat, und auch die einzige Schrift, die Copernicus aus freiem Antriebe veröffentlicht hat; es legt beredtes Zeugnis ab für die vielseitige Bildung dieses Mannes.

Nach dem Tode des Bischofs Watzelrode kehrte Copernicus 1512 nach dem Domstift Frauenburg zurück, um sich hier seinen eigentlichen Amtspflichten zu widmen. Zur Wohnung wählte er den sogenannten „Copernicus-Turm" an der Nordwestecke der Domumfassung; er brauchte einen erhöhten, freie Aussicht gewährenden Standpunkt für die astronomischen Beobachtungen, die er in Frauenburg auszuführen gedachte. Die hierzu nötigen Instrumente waren einfachster Art und von ihm selbst angefertigt. Die Ergebnisse seiner Untersuchungen hat er indessen nicht sogleich veröffentlicht, doch teilte er seinen gelehrten Freunden bereitwilligst von seinen Forschungen mit. Sein Ruf als Astronom war zu jener Zeit bereits nicht gering, denn im Jahre 1516 wandte sich, als auf dem lateranischen Konzil die Verbesserung des Kalenders in Aussicht genommen war, der Bischof von Middelburg an Copernicus um Rat und Hilfe. Aber auch als Arzt scheint man ihn in jener Zeit vielfach in Anspruch genommen zu haben, und von seinem Rufe als Arzt zeugt sein Brief-

wechsel mit dem als Mediziner bekannten Herzog Albrecht von Preußen.

Im Herbst 1516 betraute das Domkapitel Copernicus mit der Verwaltung der ermländischen Besitzungen des Domstiftes, der Aemter Allenstein und Mehlsack. Vier Jahre hat Copernicus, von einer Unterbrechung abgesehen, in Allenstein als Statthalter residiert. Seine Tätigkeit hier erforderte große staatsmännische Geschicklichkeit, um so mehr, als in diese Zeit der Krieg zwischen dem Deutschen Orden und Polen fiel. Da die Besitzungen des Domstiftes im Ermland vom Ordensgebiet umschlossen wurden, spielte sich ein Teil dieses Krieges auf dem Gebiete des Domstiftes ab, auch die Stadt Allenstein war zeitweise vom Kriegsvolke des Ordens umschlossen. Sicherlich hat Copernicus in dieser Periode seines Lebens kaum Zeit gefunden zu wissenschaftlicher Tätigkeit, seine Pflichten als Verwaltungsbeamter dürften ihn vollständig in Anspruch genommen haben. Mitte 1521 legte Copernicus sein Amt als Statthalter nieder und begab sich wiederum nach Frauenburg, wo er nun bis an sein Lebensende bleiben sollte. Aber auch hier wartete seiner zunächst noch staatsmännische Tätigkeit. Als Folge der langjährigen Kriege, die der Deutsche Orden mit Polen geführt, war eine Verschlechterung der preußischen Münze eingetreten, um deren Verbesserung Copernicus sich lebhaft bemühte. 1522 erschien er als Abgesandter der Kirche auf der Versammlung der preußischen Stände in Graudenz und übergab dort eine von ihm in deutscher Sprache abgefaßte Denkschrift über die Verbesserung der preußischen Landesmünze.

Indessen scheint er in den kommenden Jahren reichlich Muße für seine wissenschaftliche Tätigkeit gefunden zu haben, insbesondere für die Abfassung seines Lebenswerkes, das er um das Jahr 1530 vollendet haben dürfte. Mit einer Veröffentlichung hielt er freilich zurück, seine Ideen

hatten sich aber in der gelehrten Welt weit verbreitet und ihm auch begeisterte Anhänger verschafft. Seine Freunde bestürmten ihn um die Veröffentlichung seines Buches, schließlich gab er diesen Bitten nach, schrieb als Greis die Vorrede, in der er sein Lebenswerk dem Oberhaupte der Kirche, dem Papste Paul III., widmete. Das Manuskript ließ er durch einen vertrauten Freund nach Nürnberg zum Druck bringen, wo es Anfang 1543 erschien.

Als Copernicus das erste Exemplar seines Lebenswerkes sah, war sein Sinn nicht mehr auf das Zeitliche gerichtet, er lag auf dem Totenbette und starb am 24. Mai 1543.

Es war nicht zu erwarten, daß das copernikanische System die Welt im Sturme erobern würde, dazu war das ptolemäische System zu stark gestützt durch die Autorität der Bibel und der kirchlichen Lehre. Schließlich sprach auch der Augenschein gegen die Lehre des Copernicus, jeder einzelne konnte ja die Bewegung der Gestirne am Himmel wahrnehmen. Die Gedanken des Copernicus waren revolutionär, sie muteten dem Zeitbewußtsein Gewaltiges zu. So war es denn nicht zu verwundern, daß das Werk des Copernicus von der Kirche auf den Index der verbotenen Bücher gesetzt wurde, während in der gelehrten Welt noch um seine Lehre gestritten wurde. Erst ein Jahrhundert später konnte der Schwabe Keppler, fußend auf Tycho Brahes vorzüglichen Beobachtungen, das Werk seines großen Vorgängers weiterführen und ihm zu allgemeiner Anerkennung verhelfen.

Aber die Bedeutung unseres großen Landsmannes Copernicus liegt nicht bloß in der Astronomie. Hatte die freie Forschung im Altertum geblüht, so lag sie später bis ins Mittelalter in den Fesseln des Autoritätsglaubens. Viele große Männer sind gegen diesen Autoritätsglauben in die Schranken getreten, aber das Größte in diesem Kampfe um die freie Entwicklung des Geistes hat Copernicus

getan, er hat die erste Bresche in die Festung gelegt. Darum wird sein Name überall da, wo Menschen Wissenschaft betreiben, unter den größten Geistern genannt werden, und wir Nachfahren dürfen stolz darauf sein, ihn den Sohn unseres Volkes nennen zu können.

III.

Simon Dach.



Simon Dach.

Simon Dach

1605 – 1659.

Von Professor Dr. W. Ziesemer, Königsberg.

Während der große Krieg dreißig Jahre lang durch Deutschland wogte und den Menschen Unruhe und Elend brachte, blieb Preußen im wesentlichen von den Wirren verschont und hatte Ruhe. Es konnte sich wirtschaftlich gut entwickeln und geistig zu einer Zufluchtsstätte derer werden, die ihr Leben den Wissenschaften und Künsten widmeten. Damals zog der berühmteste Dichter Deutschlands, Martin Opitz, nach Danzig, und unsere Königsberger Universität wurde von 3000 Studenten, meist aus dem Reich, besucht. Der Wohlstand gedieh, die Wissenschaften blühten und die Künste der Musik und Dichtung wurden mit besonderer Inbrunst gepflegt. Die Komponisten Johann Eccard, Heinrich Albert und Johann Stobäus wurden die Schöpfer eines neuen Kunstliedes, das von hier aus seinen Weg durch Deutschland nahm. Ihnen verbanden sich oft die Dichter zu gemeinsamem Schaffen — es ist die Zeit der Gelegenheitsdichtung — und sie fanden sich zuweilen zu engem Freundschaftsbunde. Nach dem Muster der italienischen Dichterakademien schlossen sie sich zu einem „Königsberger Dichterkreis“ zusammen, besprachen ihre Dichtungen und sangen gemeinsam ihre jüngsten Lieder. Im Sommer traf man sich mit Vorliebe in dem am heutigen Lindenmarkt dicht am Pregel gelegenen Garten Alberts, in dem sich auch die berühmte Kürbishütte befand. Der anregende Geist und die starke Persönlichkeit dieses Kreises war Robert Roberthin, der begabteste Dichter Simon Dach.

Das Leben Simon Dachs bewegt sich fast ausschließlich in den Grenzen unserer Provinz. In Memel wurde er am 29. Juli 1605 geboren, wo sein Vater Tolke, das heißt Dolmetscher, der litauischen Sprache vor Gericht war. Bis zum vierzehnten Lebensjahre blieb er dort, und noch gegen Ende seines Lebens gedachte er in stiller Sehnsucht der grauen See und der weißen Segel, die er von den Wällen seiner Heimatstadt oft genug erblickt hatte. Dann kam er auf die Domschule nach Königsberg, folgte aber bald einem jungen Theologie studierenden Verwandten nach Wittenberg, wo er drei Jahre lang die Stadtschule besuchte. In Magdeburg bildete er sich darauf besonders in der griechischen Sprache aus, aber Pest und Krieg vertrieben ihn von dort, so daß er im Jahre 1626 nach Königsberg zurückkehrte. Hier bezog er die Universität, um zunächst Theologie, dann vor allem lateinische und griechische Poesie zu studieren. Bei seinen beschränkten Mitteln schlug er sich mühsam durch Erteilen von Privatunterricht durch, bis er 1633 Lehrer und bald darauf Konrektor an der Domschule wurde. Mit seinem Amt war die Verpflichtung verbunden, die Leichenbegängnisse aus dem Kneiphof nach dem Haberberger Kirchhof zu begleiten, oft bei Wind und Wetter, und sein Körper war zart und schwach. Der Schuldienst strengte ihn über seine Kräfte an. Es war für ihn körperlich und seelisch eine Befreiung, als er 1639 zum Professor der Poesie an der Universität, wenn auch mit kärglichem Gehalt, ernannt wurde. Er hielt Vorlesungen über lateinische Dichter, besonders über Horaz, Ovid, Seneca, Juvenal. Im Jahre 1641 heiratete er eine Königsbergerin, Regina Pohl, und er scheint in ihr und im Kreise seiner Kinder ein reiches Glück gefunden zu haben. Er wohnte in der Magisterstraße in der Nähe der Honigbrücke, „im Schatten des Doms“, und auf der Kneiphofinsel wohnten auch die meisten seiner Freunde, so daß sie bei

fast täglichem Verkehr das Gefühl engster Zusammengehörigkeit hatten. Der Große Kurfürst schätzte ihn sehr hoch und lud ihn stets aufs Schloß, wenn er hier weilte. Treulich besang der Dichter alle nur denkbaren Ereignisse im kurfürstlichen Hause. Den politischen und kriegerischen Ereignissen seiner Zeit freilich sowie den kirchlichen Streitigkeiten stand Dach völlig fern. Seine Gedanken kreisten um den Dom und die Stadt, und nur selten flogen sie in die Provinz oder darüber hinaus. Die Stürme der großen Welt drangen nicht zu ihm. Freilich, Pest und Seuchen aller Art wüteten wiederholt im Lande, und die Totenglocke klang schwer in sein Haus und Herz: 1646 starb sein Freund Stobäus, 1648 sein treuer Roberthin, 1651 Albert. Dach litt unter diesen Verlusten unendlich, er konnte sich kaum noch aufraffen, und in den folgenden Jahren scheint er vor allem der Erinnerung an die vergangenen goldenen Zeiten gelebt zu haben. Er ging, so kann man sagen, an dem Tode seiner Freunde zugrunde. In den letzten Jahren wurde er wiederholt von schwerer Krankheit heimgesucht. Der Kurfürst gedachte seine äußere Lage dadurch zu bessern, daß er ihm 1657 ein kleines Gut im Amte Caymen schenkte. Jedoch erfreute sich Dach nicht lange dieses Besitzes: er starb am 15. April 1659 und wurde im Professorengewölbe am Dom begraben.

Dem zarten, schwächlichen Körper entsprach ein zarter Charakter: Dach ist nie ein Draufgänger und Kämpfer gewesen. Vielmehr ein weicher, sanftmütiger Mensch, ohne Widerstand gegen die Außenwelt, der Leitung und des Schutzes bedürftig. Mit humanistischer Bildung erfüllt, wurzelt er religiös im lutherischen Christentum. In der Dichtkunst ist Martin Opitz sein bewunderter Meister, dessen Anweisungen er willig folgt. Zahllose Gelegenheitsgedichte, meist aus Anlaß von Hochzeiten oder Todesfällen, entstammen seiner Feder. Da er gute und böse Ereignisse

seiner Freunde, Bekannten und auch Fremder besang, so war er genötigt, sich in anderer Leid und Glück einzufühlen. Nicht immer gelang es ihm, seine Gefühle und Gedanken in künstlerische Form zu fassen, oft genug hören wir nur Worte und Reime. Zuweilen aber glückte es ihm, das individuell Erlebte zu formulieren und allgemeinere Gefühle auszusprechen. Dadurch erklärt sich die Aufnahme Dachscher Gelegenheitsgedichte in die preußischen Gesangbücher der Zeit. Tod und Liebe sind die beiden Hanpttöne seiner Dichtung. Aus den geistlichen Gedichten klingt eine fromme Zuversicht: „Ich bin ja, Herr, in deiner Macht", und daneben eine freudige Sehnsucht nach dem Himmel: „Töricht ist, der hie sich säumt, über allen Sternen steht ein Haus mir aufgeräumt, Christus winkt von fernen". Davon singen seine Lieder: „O wie selig seid ihr doch, ihr Frommen", „O wer doch überwunden hätte", „Freu meine Seele dich, dein Abschied nähert sich", „Schöner Himmelssaal" usw. Er hat den frohen Glauben, dort Freude und Frieden zu finden, und er kennt daher keine Todesfurcht, vielmehr erwächst ihm aus dieser Gewißheit ein freudiges Lebensgefühl. In schlichten Worten, ohne gelehrten Prunk, ohne süßliche und krasse Phantasien, spricht er, oft in Anlehnung an biblische Wendungen, seine Gefühle und Gedanken aus.

Mit seinen Todesgedanken bringt er den Lebensgedanken „Auch die Güter dieser Welt sind von Gott geschenkt" in Einklang und empfiehlt wiederholt horazisch maßvollen Lebensgenuß. Davon geben die Hunderte von Braut- und Tanzliedern Zeugnis, die meist in der schäferlichen Tonart gedichtet sind, die damals Mode war. Da wird von der unwiderstehlichen Macht der Frau Venus und ihres Knaben gesungen, oder wie der verliebte Schäfer Damon über die Untreue seiner Phyllis klagt, oder von dem

„Gespräch Coridons und seiner Galatheen auf dem Pillkoppischen Gebirg":

„Galathee, wo bist du doch gewesen,
Weil ich dich den ganzen Tag gesucht?
Komm, wir wollen Haselnüsse lesen,
Warum gibst du wiederum die Flucht?"

In einem Tanzlied, zu dem Albert die Weise gab, sagt Simon Dach:

„Wer erst den Tanz hat aufgebracht,
Hat die Verliebten wohl bedacht
In ihren schweren Flammen;
Wann nichts sonst ihren Sinn begnügt,
Kein Ort sie an einander fügt,
Bringt sie der Tanz zusammen."

Ja, in einem andern Gedicht parodiert Dach sogar das schäferliche Getue und läßt einen wirklichen Schäfer aus dem Dorf Postnicken zu seiner Magd mit aller Natürlichkeit, und zwar in der plattdeutschen „Bauersprache", sprechen:

„Gretke, warum heffst du mi
Doch so sehr bedröвet?
Wetst du ok noch, wo ick di
Hebb alltid geleвet?
Wo ick nm di, hor', alleen
Gestern so erschrecklich green,
Ok nich eenen Beten
Hebbe mögen freten."

Für Ehe und häusliches Glück hat Dach schöne Worte gefunden, so in der Schilderung, wie er nach langem Weg an den schneebedeckten Pregelufern nach Hause zurückkehrt und Frau und Kinder in der warmen Stube erblickt:

„Dieses krahlt nach alter Lust
An der mütterlichen Brust,
Dieses reitet auf den Stecken,
Jenes tanzt nnd jauchzt mir zu."

Aber am liebsten weiß er von den Freunden zu sprechen, wie er mit ihnen in Alberts Garten auf- und abgeht, in glücklichem Behagen den Blumen, Vögeln und Wolken zusieht, und wie er mit den Genossen in froher Runde singt, musiziert und trinkt. An seinen Freunden hängt er mit Treue und Dankbarkeit, und er hat wirklich Treu erzeigt und Freundschaft gehalten, wie er es in einem seiner schönsten Gedichte als dem Menschen wohl anstehend hingestellt hat. Mit ihnen ist er fröhlich und beinahe ausgelassen. Der verstorbene Leipziger Literarhistoriker Köster hat die Art des Lebensgenusses in diesem Freundeskreise einmal treffend charakterisiert: „Es stört kein frecher Ton, keine Unanständigkeit. Sie feiern die Liebe, aber in Züchten und in altfränkischen Huldigungen. Sie schätzen den Wein, aber sie trinken ihn mäßig und saufen ihn nicht aus Kannen. Und wenn sie singen, so geschieht es kunstvoll, drei- und gar fünfstimmig, zur Begleitung sanfter Instrumente, sie brüllen keine Runda."

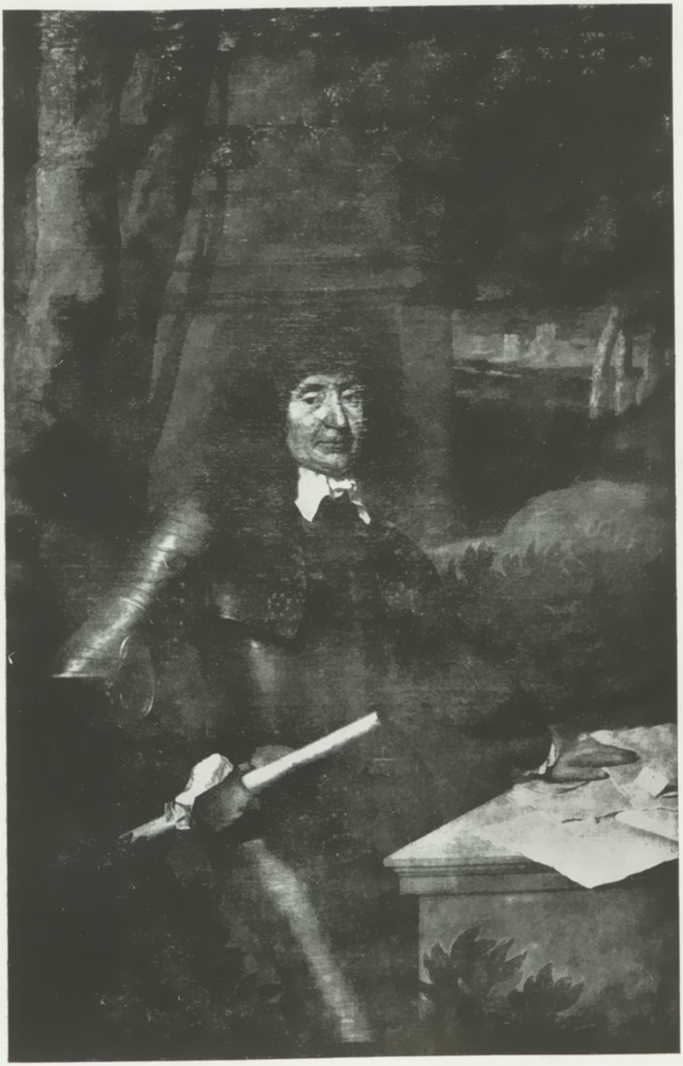
Nie bewegt sich Dach in Extremen, immer ist seine Kunst gemäßigt, und eben oft mäßig. Er war, wie gesagt, kein Anreger, kein Führer, kein Starker, auch nicht in der Dichtung. Dem entspricht seine Naturauffassung. Alles Gewaltige, das Toben der Meereswogen und das Krachen des Donners, ist ihm zuviel; ihn erfreut nur das Liebliche und Sanfte, die Wiesen und Bäche, Hügel und Gärten. Er liebt, darin ein echter Ostpreuße, den weiten Blick über unsere ebenen Felder, und im stillen Walde fühlt er sich wohl und flieht zu ihm aus dem „ärgerlichen Städteleben".

Auch zwei dramatische Spiele hat er verfaßt, das eine „Cleomedes", als Festspiel zu Ehren des Polenkönigs

Wladislaus bei dessen Anwesenheit in Königsberg, das andere, „Prussiarchus“, zum hundertjährigen Jubiläum unserer alma mater im Jahre 1644. Beide Arbeiten bestätigen, daß Dach kein Dramatiker war, daß seine Begabung vielmehr auf dem Gebiet der Lyrik lag. Und da hat er uns manche guten und einige unvergängliche Lieder geschenkt.

IV.

Die Familie Wallenrodt.



Johann Ernst von Wallenrodt.

Die Familie Wallenrodt

Von Dr. G. Goldschmidt,
Bibliothekar an der Staats- und Universitätsbibliothek Königsberg.

Wer mit der feinen Andacht für das Vergangene jene altertümlichen, mit barocken Schnitzereien überreich geschmückten Räume der Wallenrodtschen Bibliothek im Königsberger Dom besucht, womöglich zu einer Zeit, da von der Kirche her gedämpfte Orgeltöne zu ihm aufsteigen, der wird in solch einer köstlichen Stunde nicht allein romantischen Zauber, nein, auch das Fortwirken einer bedeutenden Vergangenheit tief empfinden. E. T. A. Hoffmanns seltsame Gestalten, Anselmus, der Archivarius Lindhorst, Serpentina werden unter den mit goldenen Schnörkeln gezierten Palmbäumen dahinhuschen — doch von den Gaukeleien einer anmutigen Phantasie wird der Beschauer auch zu den Menschen seine Erinnerung lenken, die einst diese Räume schufen und mit dem Geist ihres Strebens und ihrer Bildung erfüllten. Ueber den hohen Regalen mit den ehrwürdigen Pergamentbänden grüßen feierlich die Porträts vornehmer Männer, deren Tracht ihre hohe Stellung und deren Haltung ihre Neigung zu gelehrtem Studium verrät. Es sind Glieder der großen, weitverzweigten Familie Wallenrodt, die, fränkischen Ursprungs, schon früh auch in Livland, Natangen und Ermland reich begütert war und später eng mit Ostpreußen, mit unserem Königsberg, verwachsen sollte. Der Chronist berichtet von Georg von Wallenrodt, welcher 990 einem Ritterspiele beiwohnte (wie denn die Wallenrodts auf keinem größeren Turnier fehlten) und von Kaiser Otto III. die silberne Schnalle im roten Schilde zum Wappenzeichen erhielt, da er dem Kaiser, als dieser eben in

die Schranken reiten wollte, unvermerkt beisprang und den aufgelösten Sattelgurt des Rosses zuschnallte.

Ein großes Bild dieses Wappens schmückt die Rückseite des Gemäldes, das den finsteren Kopf des grimmen Konrad von Wallenrodt, des 22. Hochmeisters vom Deutschen Orden, zeigt. Dieser streitbare, heißblütige Ritter, der seine schöne Braut aus Habsburgischem Hause der Ordenspflicht halber verließ, hat manchen harten Strauß in Ehren bestanden. 1339 geboren, diente er Karl IV. und Heinrich von Castilien, focht wider die Türken und ging 1377 nach Preußen, als die fränkische Ritterschaft dem Hochmeister Winrich von Kniprode zu Hilfe gegen die Litauer eilte. In schwersten Kämpfen bewährt, nunmehr durch Vermittlung eines Oheims Ordensritter, wurde Konrad 1380 durch die Comturstelle in Tapiau ausgezeichnet. Kriegerische Unternehmungen, die Befestigung Norkittens, der Ausbau des Tapiauer Schlosses ließen seinen Ruhm wachsen, bald danach ward er Ordensmarschall, dann Großcomtur, schließlich 12. März 1391 „einhellig" auf den hochmeisterlichen Stuhl erhoben. Bei der Geistlichkeit, mit der er es durch seinen ritterlichen Stolz und die eiserne Gewalt seiner Regierung verdorben hatte, war er verhaßt; erst seine gerechten Beurteiler haben Tugenden und Fehler dieses tapferen, aber oft „unpolitischen" Mannes ins rechte Licht gesetzt, und wir tun gut daran, wenn wir von seinen Feldzügen, die er als Hochmeister gegen Litauen und Polen führte, trotz seiner Mißgriffe mit größter Achtung sprechen. „Er war schwarz von Angesicht und ein zorniger Mann, zu Kriegen stund all sein Muht, sonderlich gegen die Pohlen", hören wir über ihn. Ein hervorstechender Charakterzug Konrads war, daß er die Leute seiner Umgebung nicht nach ihrem Stand, sondern nach ihren Leistungen bewertete. Sein Reichtum war groß: man lese in den Chroniken die ergötzliche Schilderung jenes „solennen Gastmahles", das

er seinen Fürsten veranstaltete, ehe es gegen Litauen ging, auf dem er eine Pracht sondergleichen entfaltete und seine Gastfreiheit so weit ausdehnte, daß er das kostbare Tafelgerät den Gästen schenkte. Er starb schon 25. Juli 1393, im Wahnsinn, bevor er Polen niedergerungen hatte; man erzählte böswillig, er habe sich mit den Hunden gebissen. Seine Gebeine ruhen auf der Marienburg. Die Sage, wie er der heiligen Dorothea nach seinem Tode in Reue erschienen sei, ist bekannt. Der Hochmeister war bei all seiner Kriegslust der Wissenschaft nicht abhold. Seinen Vetter, den späteren Erzbischof in Riga, ließ er mit einem Hofmeister auf seine Kosten nach Italien reisen (1392); sein Neffe Johannes wurde vortrefflich bei ihm erzogen und konnte sich nach Neigung und natürlicher Anlage frei entwickeln. Er ist der erste gelehrte Wallenrodt; seine weitläufigen Reisen führten ihn bis nach Jerusalem. Als junger Adliger nahm er am Konzil von Konstanz teil. Er starb 1473 als Oberamtmann in Schwabach und hinterließ ein berühmtes Werk über das Konzil, das leider mitsamt der ersten Bibliothek des Kanzlers Martin von Wallenrodt verbrannte. Der Kanzler war der Enkel jenes Wallenrodt*), welcher um 1420 auf Pachollen saß und der Stammvater des ostpreußischen Geschlechtes wurde. Sein Ruhm ist, durch Begründung der Bibliothek ein Friedenswerk hohen Ranges geschaffen und als „maecenas musarum et gratiarum" mit den Besten seiner Zeit in Verbindung gestanden zu haben. 1570 ist sein Geburtsjahr, 1605 treffen wir ihn als Landrat und Hauptmann zu Balga (damals fand seine Vermählung mit Maria von Kitlitz statt), 1607 als Hauptmann zu Tapiau; später ward er Oberrat und Churfürstlich-Herzoglicher Kanzler in Preußen. In hohem Ansehen stand Merten bei seinen

*) Dieser war wieder ein Vetter des Hochmeisters.

Zeitgenossen, er, der Erbsaffe auf Bogermen und Irrgelacken, sammelte rastlos Bücher und Handschriften. Am 23. Oktober 1623 ging seine Bibliothek — 3000 Bände — in Flammen auf; unentmutigt begann der wackere Mann sein Sammelwerk von neuem und konnte bereits im Jahre 1629 seine schöne und lesenswürdige Mahnschrift an die Söhne verfassen, in der er über die neue, stattliche Bibliothek Rechenschaft ablegt und den Schatz der Bücher als Quelle der Weisheit und Fundament gediegener Bildung dauernder Fürsorge anempfiehlt. Er starb 1632.

Seine Nachkommen, die alle hohe Staatsämter bekleidet haben, beherzigten die Mahnung und erfüllten sie in großer Treue, mehrten den Bestand der Bücher stetig und erhielten ihn durch Stiftung von beträchtlichen Legaten. Des Kanzlers Sohn Johann Ernst, geboren 1615, stillte den großen Wissensdurst seiner Jugend auf weiten Reisen durch Holland, Flandern, Frankreich, Italien, Deutschland, England, wurde in Bourges zum „Präsidenten" der dort ansässigen Deutschen gewählt und erwarb sich hier die Gunst des Prinzen Henry de Condé. 1641 genoß er allgemeine Achtung auf dem Reichstag zu Regensburg, vermittelte 1642 als Gesandter auf dem Kongreß zu Lübeck mit glücklicher Hand zwischen Schweden und Polen; wurde vom Kurfürsten Georg Wilhelm und vom Großen Kurfürsten in verschiedenen Vertrauensstellungen verwendet, zuletzt bis zum Tode 1697 als Landhofmeister. Er erhandelte 1650 vom Kneiphöfischen Rat den Platz in der Domkirche für die Bibliothek und sorgte, daß Bibliothekare in wissenschaftlichem Geiste darin walteten: die Namen von Simon Segers und Johann Philipp Pfeiffer sind dauernd mit der Geschichte der Bibliothek verbunden. Die beiden Neffen des Landhofmeisters, Ernst und Siegismund, wurden vom Oheim auf lange Reisen gesandt; die Er-

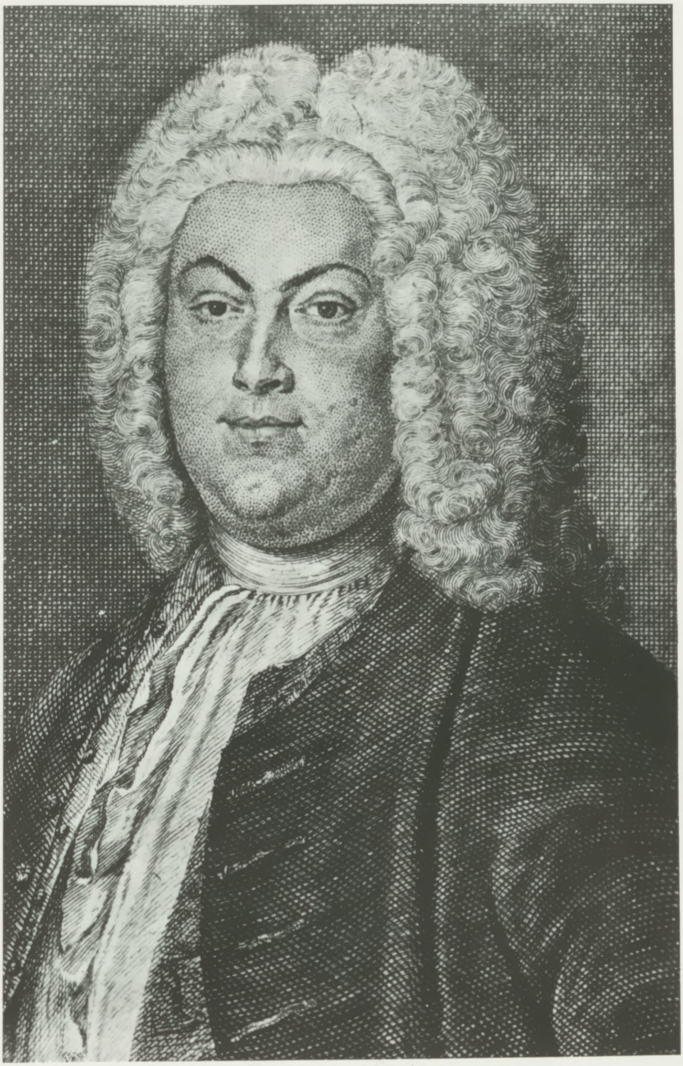
innerung an diese Ausbildungsfahrt lebt noch fort in ihrem Reisetagebuch, welches sich unter den Handschriften der Wallenrodtschen Bibliothek befindet.

Ueber die ansehnliche Handschriftensammlung der Wallenrodtschen Bibliothek würden wir gern noch einiges sagen, wir begnügen uns damit, zu versichern, daß sie erlaubt, in alten Chroniken und schönen Werken zu schwelgen; die Krone bilden Andenken aus der Reformationszeit, die Geleitsbriefe Kaiser Karls für Luther zum Reichstag von Worms und mehrere Briefe Luthers, des „lieben Mannes" an seine Hausfrau „Herrn Käthe", die des entzückendsten Humors voll sind. — In der Mitte des vorigen Jahrhunderts starben die Wallenrodts aus. Wir in Königsberg sind stolz darauf, das edle Werk der Familie als Erbschaft überkommen zu haben, und mögen es hüten im Sinne des Xenions:

Mit dem Philister stirbt auch sein Ruhm! Du, himmlische Muse, trägst, die Dich lieben, die Du liebst in Mnemosynens Schoß.

V.

Johann Christoph Gottsched.



Johann Christoph Gottsched.

Johann Christoph Gottsched

1700–1766.

Von Oberstudiendirektor Professor H. Brettschneider, Königsberg.

„Bewundert viel und viel gescholten“ — dies Wort von Goethes Helena über sich selbst gilt in ganz besonders starkem Maße von einem der kraftvollsten ostpreußischen Köpfe, von Gottsched. Schon in jungen Jahren von seinen akademischen Lehrern aufs höchste geschätzt, als junger Dozent in Königsberg und Leipzig von seinen Schülern geliebt, ja vergöttert, von den Frauen verehrt, ein Jahrzehnt lang (1730—40) in allen Fragen der Kunst und des Geschmacks, wo nicht der Absicht nach, so jedenfalls der Wirkung nach der „Diktator“ Deutschlands, wurde derselbe Mann in den letzten Jahrzehnten seines Lebens ebenso maßlos verspottet, verhöhnt, gehaßt, ja verachtet, wenn auch noch der junge Goethe zu dem „ansehnlichen, gravitätischen Altvater“ mit einer gewissen Ehrfurcht aufblickte. Diese Geringschätzung Gottscheds blieb bis in die neueste Zeit. Es ist das unbestreitbare Verdienst des Ostpreußen Eugen Reichel, durch eine staunenswert angestrengte, mit einer gewissen Leidenschaft betriebene Arbeit seit 1900 das Urteil über Gottsched in andere Bahnen gelenkt zu haben. Aber wie es mit solchen „Rettungen“ zu geschehen pflegt: die „Retter“ verlieben sich oft in ihre Helden so sehr, daß sie alles Maß verlieren. So sieht Reichel in Gottscheds wissenschaftlichen Gegnern nicht nur ziemlich durchweg sittlich minderwertige Subjekte; Gottsched steht ihm weit über Leibniz oder gar Luther; Bach, unsere großen klassischen Dichter, E. M. Arndt, Fichte, ja Bismarck und Moltke stehen ihm auf Gottscheds Schul-

tern; Klopstock, Lessing, Herder, Goethe, Schiller sind ihm „mehr oder weniger große Talente“, Goethe „nur das Echo des Meisters“, der „noch in wesentlich anderem Umfange die ganze Welt in seine Seele aufgenommen hatte als etwa Goethe“; Reichel krönt solche Ungeheuerlichkeiten, wenn er in Ekstase gerät, durch die Geschmacklosigkeit, die Fürwörter „er“ und „sein“, wenn sie sich auf seinen Helden beziehen, mit großen Anfangsbuchstaben zu schreiben.

Johann Christoph Gottsched wurde am 2. Februar 1700 zu Juditten bei Königsberg (der Ort hieß damals Judithenkirch) als der älteste Sohn des dortigen Pfarrers geboren. Die Erziehung des begabten und lebhaften Kindes lag naturgemäß zunächst in den Händen der Mutter; bald übernahm sie der Vater, dem später der siebenundzwanzigjährige Mann zurief: „Alles, was ich bin und habe, nennet sich dein Eigentum.“ Der Knabe hat keine öffentliche Schule besucht. Auf dem Schoße des Vaters sitzend, lernte das erstaunlich frühreife Kind deutsche Dichter lesen; bald traten lateinische und griechische Schriftsteller, sogar hebräische Texte hinzu. Schon am 19. März 1714 wurde Johann Christoph an der Königsberger Universität immatrikuliert, aber wegen seiner Jugend nicht vereidigt, sondern nur durch Handschlag durch den Rektor verpflichtet.

Die Stadt Königsberg mochte damals höchstens 40 000 Einwohner zählen; die Universität, im 17. Jahrhundert in hoher Blüte, als Robert Roberthin, Simon Dach, Heinrich Albert dort wirkten, befand sich damals im Niedergang und zählte kaum 500 Studenten. Sie stand ganz unter der Herrschaft der Orthodoxie und des Pietismus. Es verstand sich von selbst, daß Gottsched das Studium der Theologie ergriff. Aber frühzeitig trat bei ihm die Neigung für Philosophie und die schöne Literatur hervor; und als der

Vater 1715 nach Balga versetzt wurde, und also sein unmittelbarer persönlicher Einfluß auf den Sohn aufhörte, wandte sich dieser mehr und mehr von der Theologie ab und trieb philosophische, literarische, naturwissenschaftliche, mathematische, auch juristische Studien. Das war damals keine unfruchtbare Zersplitterung, wohl aber das Zeichen eines nach Universalität der Bildung ringenden Geistes. Der junge Student war sehr fleißig; aber hoch gewachsen, von eindrucksvoller, durch Leibesübungen geförderter Schönheit, lebensfreudig und liebenswürdig, war er kein Duckmäuser, nahm sich aber sehr in acht vor den „so viel galanten Kindern", den „schönen Nymphen am Pregelufer", deren es damals in Königsberg viele gab. Es folgten in ihm Jahre der Gärung. Er studierte eifrig die Werke des Aristoteles, Descartes, Pufendorf, Hugo Grotius; etwas wie eine geistige Revolution ging in ihm vor sich, als ihm Leibniz' „Theodicee" in die Hände geriet. Seit 1720 wurden in Königsberg die Schriften Christian Wolffs bekannt (1727 wurden sie verboten), der die Philosophie Leibniz' popularisiert und in ein übersichtliches System gebracht, jedoch zum Teil rationalistisch umgedeutet hatte. Er lehrte in Halle, erlag aber der Wut seiner pietistischen Gegner und wurde von Friedrich Wilhelm I. aus Halle vertrieben und ihm bei Strafe des Stranges die Rückkehr verboten; er ging nach Marburg. Dessen Gedankenwelt machte sich Gottsched mit Leidenschaft zu eigen, und so ist erklärlich, in welchen Gegensatz er zum Geiste seiner Universität geriet. Doch er setzte sich durch, ein Beweis für den starken Eindruck, den die Persönlichkeit des dreiundzwanzigjährigen jungen Mannes machte, wurde auf Grund einer Schrift über die Allgegenwart Gottes trotz dem heftigen Einspruch der Orthodoxen im April 1723 zum Magister promoviert und habilitierte sich im Mai.

Diese Ueberzeugungstreue, dieses Festhalten an dem als wahr Erkannten allen Anfeindungen zum Trotz, der Widerwille gegen Kompromisse und Konzessionen, ist Gottsched während seines ganzen Lebens eigen geblieben; in späterem Alter konnte diese knorrige Gesinnung, die ihn als echten Sohn Ostpreußens kennzeichnet (es ist kein Zufall, daß 1862 der Kern der Fortschrittspartei Jung-Litauen war), sich leicht zu einem gewissen Starrsinn auswuchs.

In Januar 1724 verließ Gottsched Königsberg und kam im Februar nach Leipzig, wo er bis zu seinem Tode gelebt hat. Es war eine „Flucht", der Ueberlieferung nach verursacht durch die Gefahr für den sechs Fuß großen Mann, von den Werbern des sonst so bedeutenden Königs, der aber von der bekannten Vorliebe für „lange Kerle" wie besessen war, ins Heer gesteckt zu werden. Doch Reichel wird wohl recht haben, wenn er meint, daß diese Flucht eine Komödie war, von Gottscheds Gönnern aus hohen Kreisen ins Werk gesetzt: in Königsberg glaubte Gottsched keinen geeigneten Boden zur Durchführung seiner weitausgreifenden Pläne zu haben, und einem offenen Ortswechsel standen manche Hindernisse im Wege. Aber auch in der neuen Heimat blieb er Ostpreußen im Herzen treu. Er wählte Leipzig, weil dies der Mittelpunkt nicht nur des deutschen Wirtschaftslebens, sondern auch der deutschen Wissenschaft und Kunst und des Gesellschaftslebens, die erste Universität, ein „Klein-Paris" war.

In Leipzig gewann er das Wohlwollen und die Gönnerschaft des berühmtesten Professors der Universität, Burkhard Mencke, des Vorsitzenden der „Deutschübenden poetischen Gesellschaft", deren Mitglied Gottsched wurde; Mencke machte ihn zum Privatlehrer seines Sohnes. Um an der Universität Boden zu gewinnen, war eine neue Magisterwürde nötig. Gottsched erwarb sie mit einer

Dissertation über ein Thema der Wolffschen Philosophie und begann sofort seine reformatorische Tätigkeit mit der Herausgabe einer Wochenschrift nach dem Vorbilde der englischen „moralischen Wochenschriften", der „Vernünftigen Tadlerinnen" (1725 f.), denen eine neue Wochenschrift, der „Biedermeier", folgte (1728). Das Programm dieser und der folgenden überaus zahlreichen Schriften war etwa: Aufklärung des Volkes in jeder Beziehung, vor allem auch in religiöser; vernünftige Erziehung des Kindes, Erziehung der Studenten zu größerer Tüchtigkeit und Sittlichkeit; Besserung der Lage des weiblichen Geschlechts, der Mädchenerziehung in wissenschaftlicher, künstlerischer, sittlicher Richtung; Reinigung und Hebung der deutschen Sprache; Veredelung des Theaters; Kräftigung des ganz darniederliegenden deutschen Nationalbewußtseins in allen Teilen der Gesellschaft. Ein weitumfassendes Kulturprogramm, bei dessen Darstellung und Durchbildung Gottsched, soweit das literarische und künstlerische Gebiet in Frage kam, sich an fremde Vorbilder, antike, englische und besonders französische, anlehnte und anlehnen mußte. Auf dem Gebiet der Reinigung der deutschen Sprache liegen Gottscheds größte und dauernde Verdienste. Durch Luther hatte wohl das deutsche Volk eine einheitliche Schriftsprache erhalten, in demselben Augenblick, wo es die Einheit des religiösen Glaubens verlor. Aber es war der Dreißigjährige Krieg gekommen, und mit ihm die Gefahr, daß die deutsche Sprache in einem greulichen Gemisch fremder Sprachbrocken unterzugehen drohte. Die Sprachreiniger des 17. Jahrhunderts hatten durch ihre Geschmacklosigkeiten die Sache nicht verbessert, sondern eher verschlimmert. Gottsched schuf in der Tat die neue deutsche Schriftsprache und gab ihr eine feste grammatische und geschmackvolle Form (Grundriß einer vernunftmäßigen

Redekunst 1728). Sein System der Poetik erschien 1730: „Kritische Dichtkunst." Seitdem wurde er der gefeierte und gefürchtete Herrscher in allen Fragen der Literatur. Wie erklärt sich das?

Es erklärt sich dadurch, daß Gottsched dem allgemeinen Zeitbewußtsein den prägnantesten und umfassendsten Ausdruck gab. Diese allgemeine Zeitströmung war der Rationalismus. Er war nicht in Deutschland entstanden, sondern in den Ländern älterer und entwickelterer Kultur, in England und Frankreich. Hier besonders hatten sich die Verhältnisse in Kirche, Staat, Gesellschaft so gestaltet, daß sie, zumal unter dem Eindruck der reichen Entwicklung der Naturwissenschaften und der Philosophie des 17. Jahrhunderts, unerträglich erschienen: sie widersprachen der „Vernunft" (rativ), die man als mit der „Natur" gleichbedeutend ansah. Diese beiden Begriffe kehren auch bei Gottsched beständig wieder. Der Sinn für das „Vernunftgemäße", Logische, der „bon sens", die sich beschränkende, auf die höchsten Ideale und Probleme verzichtende Verständigkeit lag und liegt den Franzosen seit dem Ende des 16. Jahrhunderts (Michel Montaigne) im Blute. In Deutschland lag alles in Kirche, Staat, Gesellschaft noch ärger als in Frankreich. Kein Wunder, daß die Ideen des Rationalismus, der „Aufklärung", wie sie auch in Wolffs Philosophie zum Ausdruck kamen, von einem großen Teil der Gebildeten der Nation leidenschaftlich ergriffen wurden, und Gottsched war ihr beredtester und verständlichster Verkünder. Alle Seiten seines Kulturprogramms entstammen dem Rationalismus: seine Freiheit des religiösen Denkens, sein Verlangen einer vernunftgemäßen Kindererziehung, eines vernunftgemäßen und anständigen Lebens der Jugend, der geistigen und sittlichen Hebung der Frauenwelt, die Heranziehung aller Volks-

kreise zum Genuß der nationalen Kulturgüter. Auch seine Bemühungen um Wiedererweckung des Nationalgefühls sind aus dem Rationalismus erwachsen. Hatte doch schon 1667 der große Rechtslehrer Samuel v. Pufendorf unter dem Decknamen Severino de Monzambano den Nachweis geführt, daß die deutsche Reichsverfassung keine Monarchie, auch keine Aristokratie oder Demokratie, sondern eine „monstrositas" sei; und Christian Thomasius hatte es als der erste Universitätslehrer in Leipzig und Halle gewagt, Vorlesungen in deutscher Sprache zu halten.

Allein der Rationalismus hatte nur eine Seite des Menschenwesens gesehen, die Verstandestätigkeit, und hatte übersehen, daß es noch andere Seelenkräfte gibt, irrationale, die nicht mit dem Verstande erfaßbar sind: Gefühl, Phantasie, elementare Triebkräfte. Und daraus erklärt sich der Umschlag in der Schätzung Gottscheds, als das deutsche Volk wirklich Dichter erhielt.

Denn Gottsched war kein Dichter, ebensowenig wie er eigentlich Philosoph war, obwohl er viel über philosophische Gegenstände geschrieben hat. Er war kein schöpferischer, sondern ein kritischer Geist. In der „Kritischen Dichtkunst" befinden sich viele ganz richtige Sätze. „Poeten werden geboren." Ein guter Geschmack, eine lautere Einbildungskraft, die ein Geschenk des Himmels ist, „lebhafte Empfindungen, Bilder der Phantasie und Leidenschaften", das gehört auch bei ihm zum Dichter; „die Empfindung ist der innerliche Lehrmeister". Aber diese natürlichen Gaben sind an sich unvollkommen und roh und müssen erst aufgeweckt und von der anklebenden Unrichtigkeit gereinigt werden. Das bewirkt „ein richtiger, durchdringender, gründlicher und allgemeiner Verstand". Diese Anschauung aber verdirbt alles. So konnte es geschehen, daß noch in Königsberg der elende Joh. Val. Pietsch Gottscheds

poetisches Ideal wurde, der „deutsche Phöbus“, wie er ihn 1730 nennt, daß er in Leuten wie Hunold, Canitz, Besser die dichterische Vollkommenheit erreicht sah, daß er 1750 das ganz wertlose Epos „Hermann“ von Schönaich weit über Klopstocks erste Gesänge des „Messias“ (1748) stellte, daß er in Miltons „Verlorenem Paradies“ nur „ungeheure Einbildung, hochtrabende Ausdrückungen und unrichtige Urteilskraft“ fand. Daher wuchs die Opposition gegen ihn, die 1740 mit dem Erscheinen der Schriften der Züricher Bodmer und Breitinger begann, zuerst noch schüchtern und zurückhaltend, zu immer größer werdender Stärke und trat zuweilen in rohen Formen in die Erscheinung: der in der deutschen Gelehrtenwelt seit den Tagen der Reformation herrschende rüde Ton war noch nicht ganz geschwunden. Lessings Schärfe in diesem Kampfe war sehr begreiflich, denn es handelte sich für ihn um den Lebensnerv der deutschen Dramatik, wenn auch nicht ganz gerecht.

Denn Gottsched hatte sich um das deutsche Theater in der Tat große Verdienste erworben. Dies stand damals auf erschrecklich niedriger Stufe. Es wurde beherrscht von wüsten „Haupt- und Staatsaktionen“, unflätigen Hanswurstiaden und der italienischen Oper mit ihrer sinnlosen Pracht und inneren Hohlheit. Die Stücke suchte Gottsched zu verdrängen, zugleich auch das Leben der Schauspieler zu versittlichen, nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch, indem er mit den Leitern der Leipziger Bühne, dem Ehepaar Neuber — die eigentliche „Prinzipalin“ war die Frau Karoline — in Verbindung trat. Damit begann die deutsche Bühne eine Stätte der Kunst zu werden. Aber woher die Vorbilder nehmen? Da ein Verständnis Shakespeares bei dem damaligen Stande der deutschen Bildung, vor allem auch bei Gottsched selber, ausgeschlossen war, so erblickte er seine Muster naturgemäß vor allem in

dem klassischen französischen Drama und nahm auch die dramatische Theorie der Franzosen, wie sie in der art poétique Boileaus dargestellt ist, mit ihren „Regeln" und ihren drei Einheiten an, was ja seinem dürren rationalistischen Geiste entsprach. Eine Mustertragödie schuf er den Deutschen im „Sterbenden Cato" (1732), die zunächst begeisterte Aufnahme fand: ein Beweis für den Tiefstand damaliger dramatischer Kultur. Seinen dramatischen Bemühungen dienten Uebersetzungen französischer Stücke, die von ihm und seiner ihm dichterisch erheblich überlegenen Frau stammten, sowie eigene Stücke des Ehepaars.

Gottsched war 1727 zum Senior der „Deutschübenden poetischen Gesellschaft" erwählt worden, die er zur „Deutschen Gesellschaft" umgestaltete, und wurde 1730 zum außerordentlichen Professor der Poesie, 1734 zum ordentlichen Professor der Logik und Metaphysik ernannt. 1735 verheiratete er sich mit Luise Adelgunde Viktoria, der Tochter des Hofarztes Friedrich Augusts II. Kulmus, die er sieben Jahre früher auf einer Reise in Danzig kennen gelernt hatte. Die Ehe war glücklich, wenn auch kinderlos. 1762 schloß die treffliche Frau, ihrem Manne eine wahrhafte Mitarbeiterin, schon jahrelang von Krankheit geplagt, die Augen. Nach mehr als zweijähriger Witwerschaft ging Gottsched mit der 19jährigen Ernestine Susanne Katharina v. Neunes eine neue Ehe ein, starb aber schon am 12. Dezember 1766.

Ueber dem Leben und Wirken Gottscheds, dieses „Hünen an Gestalt und Geist", wie man ihn genannt hat, liegt eine gewisse Tragik. Es ist die Tragik des Vorläufers, der ein Vollender zu sein meint. Es ist die Tragik des Widerspruchs zwischen hohem Wollen und der Kraft zum Vollbringen. Er war der „Reformator unseres ganzen Kulturlebens" — der Absicht nach. Aber er

wurde es nicht, nicht wegen der Uebermacht und des Hasses der Feinde, sondern weil ihm für das Notwendige und Mögliche die Einsicht fehlte. Aber er war ein echter Patriot, den zu den Ihrigen zu zählen seine ostpreußische Heimat stolz sein darf. Er gehört nicht in eine Reihe mit Kant und Herder; aber „er war ein Mann, nehmt alles nur in allem".

VI.

Immanuel Kant.

Immanuel Kant

1724–1804.

Von Professor Dr. A. Goedeckemeyer, Königsberg.

In einer Zeit, in der weite Kreise eine tiefe Resignation ergriffen hat, in der die Vellitäten einer romantischen Schwärmerei viel leichter Gehör finden als vernünftige Ueberlegungen, in der man geneigt ist, im Mystizismus das eigentliche Wenn deutscher Geistigkeit zu finden, und darum bereit, den lockenden Einflüsterungen der ihm verwandten Anschammger der Anthroposophie oder Theosophie oder des Okkultismus ein williges Ohr zu leihen, in der man sich danach sehnt, aus dem harten Ringen der Gegenwart in die scheinbare Entschlossenheit des Mittelalters oder die phantasiereiche Welt des Orients oder gar zu der „älteren Menschheit“ zu flüchten, in der Tradition und Autorität wieder ihre Ansprüche stellen, und mancher schon mit dem Gedanken spielt, ob nicht vielleicht doch die von dieser oder jener Kirche gelehrte Weltanschauung die endgültige Lösung aller Lebensrätsel enthalte — in einer solchen Zeit kann man kaum ein großes Verständnis für das erwarten, was Kant bedeutet. Denn dieser ganzen Mentalität ist die seine diametral entgegengesetzt. War er auch durchaus kein blinder Bewunderer der Menschen, so war er doch der Zukunft der Menschheit gegenüber Optimist; aller Mystik und Romantik war er Zeit seines Lebens so abhold, daß es nichts gibt, was er schärfer zurückgewiesen hätte; die Sucht, im Alten „unerhörte Sachen“ zu sehen, schien ihm nur aus der Neigung zu Unklarheit und geistiger Fessellosigkeit zu entspringen, während er für die Begeisterung für den

„Orientalischen Kram“ nur den Stoßseufzer hatte: „Wollte Gott, wir wären mit orientalischer Weisheit verschont geblieben!“ Und die stumpfe Unterordnung unter Tradition und Autorität oder gar die Rückkehr zum blinden Glauben waren ganz und gar nicht sein Fall. Hier stand er völlig auf dem Boden der Aufklärung. Wie sie forderte auch er, das natürliche Licht der Vernunft leuchten zu lassen und es so weit zu tragen, als es irgend geht, ohne aber dem, was jenseits der Grenzen menschlicher Erkenntnis liegt, eine besondere Bedeutung zuzumessen und ihm gegenüber in verehrungsvolle Bewunderung zu geraten. Die zwei Dinge, die das Gemüt mit immer neuer und zunehmender Bewunderung erfüllen, sind: Der gestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir. Und es wird ausdrücklich davor gewarnt, „sie als in Dunkelheiten verhüllt oder im Ueberschwänglichen zu suchen oder bloß zu vermuten“. Die Philosophie der Ahnung, die „Afterphilosophie“ des Gefühls, hatte für Kant gar keinen Wert. Seine Sache war die Philosophie der Vernunft!

Will man trotzdem verstehen — vielleicht aus historischem oder patriotischem Interesse und auch nur mehr äußerlich —, was Kant uns Deutschen, ja den Menschen überhaupt wert ist, so kann möglicherweise die Erinnerung an den Eindruck helfen, den er auf seine Zeitgenossen machte.

„Kant ist kein Licht der Welt, sondern ein ganzes strahlendes Sonnensystem auf einmal“, so schrieb Jean Paul, als er Kants Ethik kennen gelernt hatte, und ähnlich äußern sich der Däne Baggesen, der ihn als Messias den Zweiten pries, und Graf Purgstall: „es wird nur alle Jahrtausende ein Kant geboren!“ Aber es ist bei diesen Männern doch mehr das Gefühl, das sie zu ihrer Begeisterung treibt, ohne daß sie auf den Grund der Sache kämen. Besser ist darum schon Fichte, wenn er rühmt:

„es ist unbegreiflich, welche Achtung für die Menschheit, welche Kraft uns dieses System gibt!“, oder Schiller, der den ganzen Kant umfassend, schrieb: „Es ist gewiß von einem sterblichen Menschen kein größeres Wort noch gesprochen worden, als dieses Kantische, das zugleich der Inhalt seiner ganzen Philosophie ist: Bestimme Dich aus Dir selbst!“ Hier wird schon der wesentliche Grund für Kants wahre Größe angedeutet, sein Eintreten für die Freiheit und Selbständigkeit jedes Menschen. Noch besser sind daher vielleicht diejenigen, welche sich aus Kants Werken oder Vorlesungen oder Gesprächen mit seinem Geist erfüllten und ihn später im Leben fruchtbar machten, wie der Geheime Staatsrat H. Th. v. Schön, dessen Gutachten über die Aufhebung der Erbuntertänigkeit die Grundlage für das Gesetz von 1807 bildet, oder der Regierungsdirektor Frey, der Schöpfer der preußischen Städteordnung von 1808, die zusammen mit den beiden von Schroetter, dem Provinzialminister und dem Kanzler, an der Spitze der Freiheitsbewegung in Ostpreußen standen. Aber auch Wilhelm von Humboldt ist nicht zu vergessen, der unter dem Einfluß der Kantischen Philosophie den neuen Begriff der formalen Bildung als der Bildung aus innerer, gestaltender geistiger Kraft prägte und als Leiter des preußischen Ministeriums des Kultus und des öffentlichen Unterrichts die Kantischen Ideen der Humanität und Freiheit auch im geistigen Leben durchzuführen suchte. Und noch im Jahre 1842 wird der liberale Geist Ostpreußens, der „so unverbesserlich auf Konstitution versessen ist“, von Varnhagen mittelbar und unmittelbar auf das Wirken Kantischen Geistes zurückgeführt.

Liegen aber hier vor allem Wirkungen der ethischen Gedanken Kants vor, seiner auf die Autonomie der praktischen Vernunft gegründeten Lehre von der Würde des

Menschen und von der Freiheit und Gleichheit aller Menschen als moralischer Wesen, so fühlte sich Goethe etwa durch die naturphilosophischen Lehren der Kritik der Urteilskraft lebhaft angezogen, obwohl sie auf diesen „griechischen Geist“ auch mit ihrem Hinweis auf die Moral, als die einzig mögliche Basis eines Gottesglaubens starken Eindruck machte. Die spezifisch erkenntnistheoretischen Gedanken der Kritik der reinen Vernunft haben allerdings erst etwa zwei Menschenalter später recht eigentlich zu wirken begonnen, als über dem wieder einmal ausgebrochenen Streit zwischen den idealistischen und materialistischen Metaphysikern klarere Köpfe auf den Gedanken kamen, sich erst einmal die Frage vorzulegen, ob es Menschen überhaupt möglich sei, über diese Dinge zum Wissen zu gelangen. Sie dachten an Kants Wort: „Alle Metaphysiker sind von ihren Geschäften feierlich und gesetzmäßig solange suspendiert, bis die Frage: Wie sind Urteile, die unser Wissen in allgemeingültiger und notwendiger Weise erweitern, möglich? genugtuend werden beantwortet haben“, und sie mögen auch seine Empfindung geteilt haben: „Wer einmal Kritik gekostet hat, den ekelt auf immer alles dogmatische Gewäsche.“

Damals, in den sechziger Jahren, begann der gewaltige Siegeslauf Kantischen Geistes, für dessen Größe und Kraft wohl nichts deutlicher Zeugnis ablegt als der Umstand, daß im Jahre 1879 kein Geringerer als die römische Kirche es für zweckmäßig hielt, durch ein Rundschreiben des Papstes Leos XIII., dem als autoritätsfeindlich und subjektivistisch empfundenen Kantionismus die „unter dem leitenden Einfluß der göttlichen Offenbarung zustandegekommene goldene Weisheit des heiligen Thomas“ entgegenzustellen und ihre Anhänger darauf festzulegen.

Fragt man aber, was den Geist des Königsberger Philosophen so gewaltig erscheinen läßt, daß er in Liebe und Haß zum Mittelpunkte des philosophischen Lebens für Jahrzehnte werden konnte, so wird man zunächst an die Kritik der reinen Vernunft denken. Und ohne Zweifel stehen ihre Unternehmungen in erster Linie, die im Gegensatz zu dem etwas reichlich vertrauensseligen Rationalismus des 18. Jahrhunderts den Nachweis führten, daß es für die Vernunft Grenzen gebe, die sie nicht zu überschreiten vermöge, und durch diese Einschränkung des menschlichen Wissens auf das Gebiet der Erfahrung und seine Ausschließung vom Uebersinnlichen mitsamt der Existenz Gottes und der Unsterblichkeit der Seele den Dogmatismus der Aufklärung ebenso vernichteten, wie sie durch die im Zusammenhang damit gewonnene Einsicht, daß der eigentliche Sinn der Vernunft gar nicht so sehr in ihrem theoretischen als vielmehr in ihrem praktisch-moralischen Gebrauche liege, auch ihren Intellektualismus überwunden und freie Bahn für neue Wege schufen. Aber im Grunde ist es doch ein anderes, das seinen Ruf bestimmt. In dem alten Kampfe des Menschen um seine Freiheit, in dem Streite zwischen Klerikalismus und Humanismus, zwischen Despotismus und Liberalismus hat sich Kant auf die Seite der Zukunft gestellt. Die Freiheit des Menschen, die sich darin dokumentiert, daß er es ist, der als vernünftiges Wesen nicht nur sich selbst, sondern auch der Natur die (apriorischen) Gesetze gibt, und die diesem autonomen Wesen seinen in der ganzen Natur einzigartigen Wert, seine Würde, verleiht, die eben deshalb aber auch das moralische Gesetz die Formel annehmen läßt: Handle so, daß du die Menschheit sowohl in deiner Person, als in der Person eines jeden andern jederzeit zugleich als Zweck, niemals bloß als Mittel brauchest, und damit die Aufgabe stellt, die Freiheit

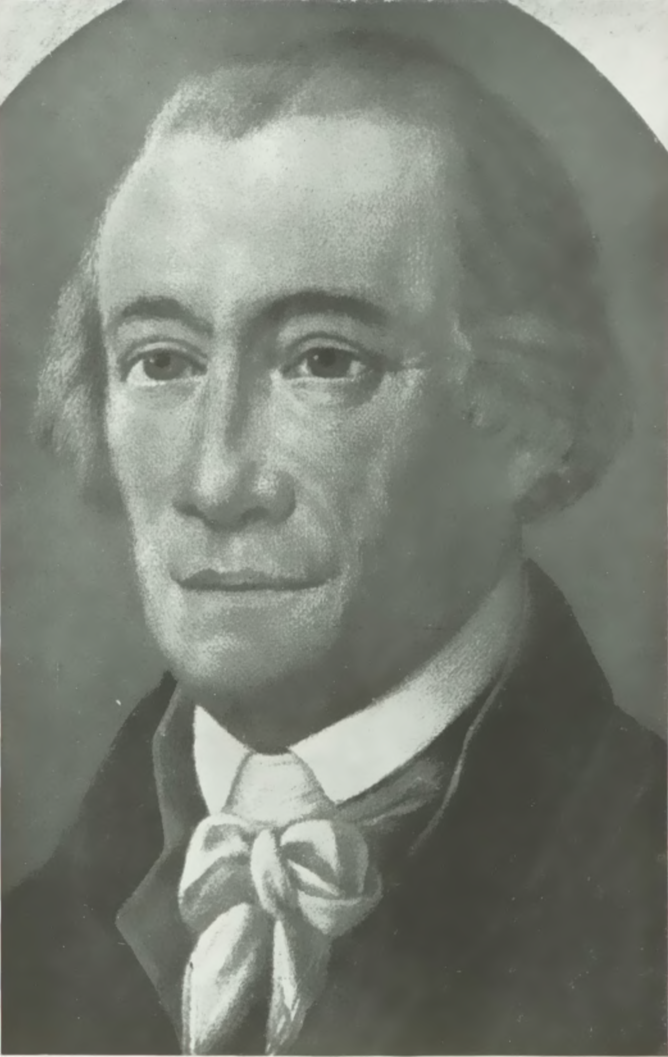
jedes einzelnen zu achten und das Recht der Menschen als die Sicherung dieser Freiheit „heilig zu halten“, heiliger als alle Menschenliebe —, diese Freiheit ist es, für die Kant spricht und kämpft. Wenn Schopenhauer gesagt hat, die Kritik der reinen Vernunft sei ganz wesentlich der Kündigungsbrief der bisherigen Magd der Theologie gewesen, welche darin ein für allemal ihrer gestrengen Gebieterin den Dienst aufgesagt habe, so hat er damit nur eine besondere, wenn auch die kulturell wichtigste Seite der Kantischen Philosophie hervorgehoben. In der Tat: nicht mehr wie es der Geist des Mittelalters jetzt wie früher fordert, sollte für das Verhältnis zwischen Theologie und Philosophie der Satz gelten, daß diese „nach Art einer gehorsamen Magd den himmlischen Lehren zu dienen“ habe, sie sollte „ihrer gnädigen Frau“ nicht mehr die Schleppe nach-, sondern die Fackel vorantragen. Nur so konnte sich der Philosoph entscheiden, der die Sache der Freiheit vertrat.

Diese Haltung Kants, die in der inneren Wahrhaftigkeit des Philosophen ihren Grund hat, die für sich selbst zur Klarheit kommen will und sich daher auf nichts anderes stellen kann als auf die von allen Vorurteilen, von aller äußeren Autorität und Tradition befreite Vernunft, ist es in letzter Linie, die ihm die Stellung gegeben hat, in der er steht. Die Lehre von der Freiheit der in sich selbst ruhenden Persönlichkeit, durch die er auch noch den lutherischen Gedanken von der Freiheit eines Christenmenschen überholte, die Mündigkeitserklärung des vernünftigen Menschen mit all' ihren Konsequenzen auf wirtschaftlichem und politischem, rechtlichem und moralischem und vor allem auf religiösem Gebiete, sie ist es, die ihn trotz aller Anfeindung, die Faulheit und Feigheit selbständiger Geistesart stets erwachsen lassen, seine Stellung dauernd sichert. Denn immer wieder wird es Menschen geben, die die unbedingt ehrliche und

klare und dabei zugleich befreiende und erhebende Art dieses Mannes schätzen und ähnlich empfinden werden, wie es sein später so ungetreuer Schüler Herder einmal ausgesprochen hat: „Als ich in Sklavenketten lag, da kam Apoll — die Fessel weg! Mein Erdenblick ward hoch — er gab mir Kant!“

VII.

Christian Jacob Kraus.



Christian Jacob Kraus

1753–1807.

Von Professor Dr. L. Waldecker, Königsberg.

Im Jahre 1773 fiel Kant ein schwächlich aussehender Student auf, der seit zwei Jahren keine seiner Vorlesungen versäumt hatte und nun an seinem „Disputatorium“ sich mit scharfen Einwendungen und Fragen lebhaft beteiligte. Er rief den Studenten nach einer derartigen Stunde zu sich und erfuhr von ihm, er heiße Christiau Jacob Kraus*) und sei 1753 in Osterode**) als Sohn des dortigen Stadtchirurgus geboren. Die Mutter habe ihn in pietistischem Sinne erzogen. Er habe in den Schulen seiner Heimatstadt die erforderliche Ausbildung erfahren und sei 1770 nach Königsberg gekommen, um hier Jurisprudenz zn studieren. Die juristischen Vorlesungen hätten ihm jedoch nichts gegeben, und so sei er denn zur Philosophie übergegangen. Seither habe der Kirchen- und Schulrat Buchholz, Pfarrer der Altstädtischen Kirche, für ihn gesorgt. Nach dem Ableben dieses Oheims sei er jetzt mittellos und müsse sehen, wie er sich durch Erteilen von Privatunterricht seinen Unterhalt verschaffe.

Kant uahm sich in der Folge des Studenten in jeder Hinsicht an. Durch seine Vermittelung wurde Kraus

---

*) So lautet der Name richtig. Infolge eines falsch gedeuteten Schnörkels wurde später der Name zeitweilig als Krause geführt, so auch von dem noch lebenden Geheimrat Krause in Neuhäuser. Die nächste Generation, zu der u. a. mein engerer Fachkollege Herbert Kraus gehört, hat wieder die richtige alte Schreibung Kraus angenommen.

**) Mit Rücksicht auf eine dahingehende Bemerkung, die ich gelegentlich fand, sei hierzu klargestellt, daß es sich nicht um Osterode bei Hildesheim, sondern Osterode in Ostpreußen handelt. Die Familie ist in Preußen m. W. seit dem 17. Jahrhundert nachgewiesen.

1774 Lehrer eines kurländischen Barons Schlippenbach. Doch gab Kraus diese einträgliche Stelle bald wieder auf, um sich wieder durch Erteilen von Privatunterricht über Wasser zu halten. Es muß ihm damals zeitweilig sehr schlecht gegangen sein, so daß er geradezu von Unterstützungen seiner Freunde lebte, vor allem des späteren Kurators der Universität und Oberpräsidenten von Auerswald, sowie Hamanns, des bekannten „Magus des Nordens". Endlich gelang es Kant 1777, nach mehreren fehlgeschlagenen Versuchen, Kraus eine wirtschaftliche Existenz zu verschaffen, indem er ihn als Gesellschafter und Lehrer bei dem jungen Grafen Kayserlingk unterbrachte. In diesem Hause lernte Kraus nicht nur das geistig bedeutende Königsberg jener Zeit kennen, sondern knüpfte zugleich zahlreiche persönliche Beziehungen an, die später für ihn von der größten Bedeutung wurden. Vielleicht war es die geistige Anregung jener Tage, die in Kraus den Gedanken endgültig zur Reife brachten, seine Existenz auf die Erlangung einer Professur abzustellen. Weiter spielt in jenen Tagen der einzige Liebesroman in Kraus' Leben; er endete damit, daß Kraus nicht nur verzichtete, sondern darüber hinaus sogar die anderweite Verehelichung der Geliebten vermittelte.

1778 reiste Kraus mit Empfehlungen Kants nach Berlin, wo er durch Uebersetzungen und wiederum Erteilung von Privatunterricht die bescheidenen Mittel aufbrachte, deren er zum Leben bedurfte. Aber das eigentliche Ziel hieß Göttingen. Er gelangte dorthin als Reisemarschall eines begüterten Studenten, den er in Berlin kennen gelernt hatte. In Göttingen verlebte er die vielleicht glücklichsten Tage seines Lebens, und gleichzeitig empfing er in den Vorlesungen bei Schlözer, Lichtenberg, Feder u. a. entscheidende Anregungen. Der dortige Aufenthalt fand 1780 ein vorzeitiges Ende durch die Nachricht, daß der

knapp Siebenundzwanzigjährige als Nachfolger von Professor Christiani auf den Königsberger Lehrstuhl fur praktische Philosophie und Kameralwissenschaft berufen worden sei. Jetzt hieß es schleunigst die zum Amtsantritt erforderliche Würde eines Magisters der freien Künste und Doktors der Philosophie erwerben, was noch im gleichen Jahr 1780 in Halle geschah, wobei man dort sehr erheblich über diesen angehenden Philosophen das Haupt schüttelte.

Ostern 1781 führte sich Kraus in seine Professur, die er wiederum der Fürsprache Kants zu danken hatte, mit einer Vorlesung „Ueber die freiwillig-unfreiwilligen Handlungen" ein. Und nun begann für ihn die Zeit der Ernte. Seine wirtschaftliche Existenz war, wenn auch nicht auf Rosen gebettet, so doch gesichert, so daß er mit der Zeit die drückenden Schulden aus der Vergangenheit abtragen konnte, namentlich bei dem Buchhändler Kanter (Hartungsche Buchhandlung), den er mit Zins und Zinseszins auszahlte, obwohl er umgekehrt von Kanter keinen Pfennig für die zahlreichen Rezensionen erhielt, die er ihm geliefert hatte und später noch lieferte. Sein großer Lehrer Kant zog ihn als Freund in seinen engsten Kreis, ja längere Zeit hindurch führten beide sogar gemeinsame Wirtschaft. Als der engere Kreis um Kant weiter wurde, begann jedoch Kraus sich zurückzuziehen.

Was ihn dazu bewogen haben mochte, wissen wir nicht, da Kraus selbst sich darüber nirgends bestimmt ausgesprochen hat, so daß Kant zeitweilig vermutete, er könne Kraus beleidigt haben. Einen Anhaltspunkt hat man in einer gelegentlichen Bemerkung von Kraus gefunden, das lange Sitzen an Kants Tische nehme ihm zu viel Zeit weg, die er bei seiner starken Vorlesungstätigkeit von regelmäßig vier Stunden täglich nicht entbehren könne. Vielleicht war es aber auch eine innere Hemmung, die Kraus gegenüber Kant eine gewisse Distanz wahren ließ. Denn er hatte sich längst,

freilich ohne es zunächst zu merken, von Kant innerlich abzuwenden begonnen. Wohl hatte er sich noch in seiner Antrittsdissertation an Kant angeschlossen, aber hierbei waren ihm offenbare Mißverständnisse unterlaufen. Die intelligible Freiheit, auf die er hier abstellt, deutet viel weniger auf Kant, als bereits wieder auf Wolff und Leibniz. Kraus blieb schließlich nur noch hinsichtlich der Auffassung von Raum und Zeit Kantianer, während er sich in philosophischer Hinsicht mit der Zeit immer mehr dem Skeptizismus zuwandte. Diese sich höchst allmählich abspielende Wandlung beeinflußte Kraus innerlich sehr stark. Sie vor allem, und nicht der Zeitmangel war es, die ihn an größeren Publikationen hinderte und mit der Zeit veranlaßte, immer stärker den Nachdruck auf seinen staatswirtschaftlichen Lehrauftrag und die Politik, d. h. Staatstheorie überhaupt, zu legen. Man kann es bei dieser Sachlage um so mehr verstehen, wenn Kraus seinem väterlichen Freunde Kant gegenüber sich einer gewissen Zurückhaltung befleißigte, als er einerseits viel zu ehrlich und anständig war, um die Wandlung zu verbergen, andererseits aber nicht gern Farbe bekannte oder für etwas eintrat, bevor er innerlich damit fertig geworden war.

Aber was auch schließlich Kraus aus dem engeren Tischkreise Kants vertrieben haben mag, beide hielten sich trotzdem gegenseitig die Treue. Als äußeres Zeichen dessen dürfen wir buchen, daß die beiden Junggesellen auch künftig oft zusammen ihre Spaziergänge machten, und daß sie bei allen festlichen Gelegenheiten, Gastereien usw. sich nebeneinander zu setzen pflegten. Nur war eben Kraus inzwischen innerlich ein anderer geworden. Ihm lag jetzt weniger die Philosophie im eigentlichen Sinne am Herzen, als die wirtschaftlichen Staatswissenschaften, Finanzwissenschaft, Polizei- und Handelswissenschaft, Gewerbe- und Landwirtschaftskunde, welchen mehr praktisch orientierten

Gebieten denn auch die Mehrzahl der von ihm hinterlassenen Schriften angehört.

Diese Gebiete waren schon 1776 zum erstenmal in seinem Leben bedeutsam geworden, als er für Kanter Youngs „Politische Arithmetik" aus dem Englischen übersetzt hatte. Der Göttinger Aufenthalt hatte ihn der englischen Staatstheorie noch näher gebracht. Die durch sein Lehramt bedingte fortgesetzte Beschäftigung mit ihr ließ ihn nicht nur 23 politische Kapitel aus Humes „Essays and Treatises" übersetzen, sondern auch die inneren Beziehungen zwischen Hume und A. Smith entdecken und so den vermittelnden Weg finden, der von da ab für ihn charakteristisch ist und ihm ähnlich neben Kant seinen Platz in der Geistesgeschichte sichert, wie den beiden anderen großen Kantschülern, die später ihre eigenen Wege gingen, Schiller und Fichte. Die uns überlieferten Zeugnisse der Zeitgenossen lassen erkennen, daß es sich für Kraus so wenig wie bei jenen beiden Großen um eine Zufallsentdeckung gehandelt hat. Herbart rühmt von ihm die „Tiefe des Denkens und Kenntis der Gegenstände". Für Kant ist Kraus „neben Newton einer der größten Köpfe, den die Welt hervorgebracht hat". Und wenn er ihn auf den Lehrstuhl für praktische Philosophie sowie Kameralwissenschaft neben sich berief, so deutet das darauf, daß er bereits die Stärke feines Schülers nach der höchst modern anmutenden Richtung suchte, die dann Kraus' Biograph Voigt unterstreicht, nämlich feines praktischen Sinnes und eines Strebens, „alles Wissen und Denken auf die Wirklichkeit in Anwendung zu bringen", d. h. modern gesprochen: Theorie und Praxis als innere Einheit zusammenzufassen. Hier liegt denn auch das Geheimnis des Lehrerfolges, dessen sich Kraus wie so leicht kein zweiter unbeschadet der Tatsache, daß kein großes grundlegendes System für ihn warb, bei den aus ganz Deutschland zu ihm strömenden Hörern erfreuen konnte.

Wohl hat Kraus, dessen an sich schon zarter und durch die Entbehrungen sowie Ueberanstrengungen während der Entwickelungsjahre geschwächter Körper nach fünfjährigem schweren Leiden 1807 einer von ihm selbst als Familienübel bezeichneten Lungenerkrankung erlag, nicht mehr die Anfänge des Wiederaufstiegs Preußen erlebt. Aber dieser Aufstieg stand im Zeichen der Gedanken, die Kraus seinen Hörern in die Brust gepflanzt hatte, und die sich dann im nächsten Menschenalter in der Wissenschaft durchsetzten. Es ist jene zwischen den naturrechtlichen Anschauungen der Aufklärung und deren romantischem Widerspiel vermittelnde Richtung, welche die Polizei- und Kameralwissenschaft des 18. Jahrhunderts fortentwickelte zu dem Nebeneinander von Nationalökonomie (samt deren Teildisziplinen) und Verwaltungslehre (Mohl, Stein). Aus der letzteren erwuchs dann in den beiden letzten Dritteln des vorigen Jahrhunderts unser heutiges Verwaltungsrecht als selbständige Disziplin. Ungleich bedeutsamer aber wurde jene vermittelnde Richtung durch die aus ihr hervorgehende politische Einstellung, welche im sogenannten assoziativen Liberalismus gipfelt und im nachmärzlichen Deutschland in das praktische Staatsleben Eingang fand. Wer zwischen den Zeilen der Geschichte zu lesen versteht, der weiß, daß wir heute dieser Gedankenwelt vielleicht bereits wieder viel näher gekommen sind, als man sich im allgemeinen zuzugestehen wagt.

Kraus gehörte, wohl nicht zum wenigsten dank des Einflusses der Mutter, zu jenen Stillen im Lande, die kraft ihres Herzens groß sind, wie Romain Rolland im Vorwort seines „Beethoven" so schön sagt. Ihr Heldentum ist nicht die Tat auf dem lauten Schlachtfeld des Alltags, dessen Ruhm schnell verblaßt, sondern das Martyrium eines fortgesetzten Ringens mit sich selbst um die Wahrheit genannte innere Vollendung. Dieses stille

Heldentum stellt viel größere Anforderungen an den Menschen, der da nicht durch die Kraft der Massensuggestion fortgerissen wird, sondern sehen muß, wie er allein mit dem Leben und sich selber fertig wird. Sein Lohn ist die Freude, zu der bereits ein Jacob Böhme trotz Not und Tod, Schmerz und Grauen gelangte. Sein Ziel heißt in der Sprechweise des 18. Jahrhunderts Humanität, und die Freunde sind es, die uns auf dem Wege zu diesem Ziele halfen. Und so sehen wir denn Krans still aushalten auf dem Platz, auf den ihn das Leben und die eigene Wahl gestellt hatten. Tröster waren ihm die Freunde und die Musik, die er in mehreren Instrumenten meisterte. Sein Denkmal sind nicht sowohl die von ihm hinterlassenen und von seinen Freunden und Schülern dankbar gesammelten Werke, als die Taten, die er durch sein Lehrwort in begeisterungsfähige Herzen gesät hat und die dann in Preußens Erneuerung so wundervoll aufgingen. Es wäre jedoch mehr als schief, wenn man von da aus zu dem Schlusse kommen wollte, Kraus gebühre der nachhaltige Ruhm, in seiner Art die Erneuerung Preußens und damit die heutige Gegenwart fundiert zu haben. Ein solcher äußerer Ruhm ist so nachhaltig, als ein auf dem Gebiet des praktischen Lebens liegender Ruhm nur immer sein kann — nämlich vergänglich. Zu der Persönlichkeit von Kraus paßt nur jener unvergängliche Ruhm, der das stille Heldentum des Wahrheitsuchers krönt. Von diesem Ruhm spricht man nicht. Er wirkt sich aber aus durch die werbende Kraft des vorgelebten Beispiels. Und so will es verstanden sein, wenn hier die Erneuerung Preußens in Zusammenhang gebracht wird mit dem Wirken des Mannes, der neben Kant an der Albertina tätig war und nächst Kant einer der Größten war, die an unserer Universität gewirkt haben.

VIII.

Johann Georg Hamann.



Johann Georg Hamann.

Johann Georg Hamann

1730–1788.

Von Professor Dr. R. Unger, Göttingen.

Unter den geistigen Heroen Ostpreußens im 18. Jahrhundert ist, rein auf die Abstammung gesehen, Hamann der am wenigsten eigentlich ostpreußische. Als er am 27. August 1730 als Sohn des stadtbekannten, allgemein geachteten „altstädtischen Baders" und Wundarztes (niederen Chirurgen) Johann Christoph Hamann und dessen Gattin Magdalene Elisabeth, geb. Nuppenau, zu Königsberg in dem freundlich am Katzbach gelegenen Kämmereigebäude der altstädtischen Badestube geboren wurde, war sein Vater noch nicht lange aus seiner oberlausitzischen Heimat in die Pregelstadt eingewandert. Und auch die Mutter stammte aus der Ferne, aus Lübeck. Dennoch ist Johann Georg Hamann sein ganzes Leben hindurch bis auf einige Reisen seiner jüngeren Jahre und die Todesfahrt am Ende seiner Tage, seinem ostpreußischen Vaterlande nicht nur räumlich treu geblieben: auch innerlich hat er sich immer als Altpreuße und als Anwalt „unserer gebückten und erniedrigten Königsburg" gefühlt gegenüber der Antipathie, die Friedrich der Große die östliche Provinz und deren pietistische Bewohner damals so hart fühlen ließ.

Seine verworrene Jugend bis zur entscheidenden Lebenskrise hat Hamann in der Selbstbeichte der „Gedanken über meinen Lebenslauf" mit hüllenloser Wahrhaftigkeit geschildert. Der Geist seines Elternhauses, vom jungen Königsberger Pietismus beeinflußt, wenn auch wohl nicht so streng bestimmt wie derjenige, in dem der Knabe Kant

heranwuchs, bildete ein wohltätiges, aber doch zu schwaches Gegengewicht gegen die Planlosigkeit und Unmethodik seiner lange in Winkelschulen und unter Hofmeisterdilettantismus verzettelten Schulerziehung, welche auch die Kneiphöfische Domschule unter dem gelehrten Salthenius nicht mehr ins rechte Gleis zu bringen vermochte. Fleischliche Versuchungen traten hinzu, polyhistorische Velleitäten und dann auf der Albertina, die Hamann 1746 bezog, schöngeistige Neigungen, um sein Gehirn vollends zu einer „Jahrmarktsbude von ganz neuen Waren“ zu machen. Von der ursprünglich ergriffenen Theologie ging der junge Studiosus bald zur Jurisprudenz über, ergab sich aber auch dieser nur zum Schein: „Was mich vom Geschmack der Theologie und aller ernsthaften Wissenschaften entfernte, war eine neue Neigung, die in mir aufgegangen war, zu Altertümern, Kritik — — hierauf zu den sogenannten schönen und zierlichen Wissenschaften, Poesie, Romanen, Philologie, den französischen Schriftstellern und ihrer Gabe zu dichten, zu malen, schildern, der Einbildungskraft zu gefallen.“

Es folgten seit 1752 einsame und wenig erfolgreiche Hofmeisterjahre auf Adelssitzen Livlands und Kurlands, abgelöst durch die großstädtischen Eindrücke im befreundeten Handelshause der Berens in Riga, wo der empfängliche und lebenshungrige junge Kandidat nun auch in die praktische Sphäre der Aufklärungsbildung tief eintauchte. Erst tiefste innere Erschütterung befreite ihn aus dieser Umstrickung des Zeitgeistes und ließ ihn das eigene Selbst entdecken: die 1756/58 im Auftrag der Berensschen Firma unternommene Reise über Holland nach England. In der fremden Umwelt Londons ward der jugendlich Unerfahrene, in Geschäften kindlich Hilflose, den Versuchungen der Weltstadt wahrlos Preisgegebene bald von seiner eigentlichen Aufgabe (einer handelspolitischen Mission?) abge-

drängt und stand, den dämonischen Lockungen eines heuchlerischen Verführers mit Not entronnen und vor dem Abgrund der Sünde und des Elends entsetzt zurückschaudernd, in furchtbarer innerer und äußerer Verlassenheit verzweifelnd, dicht am physischen und moralischen Untergang. Da begab sich an einem Märztag 1758 mit dem seinem Gotte so lange Entfremdeten, eitlem Vernunftsstolz und selbstischer Weltlichkeit Verfallenen über inbrünstigem Forschen in der Heiligen Schrift das solchen auf den inneren Gegensatz gestellten Naturen, in denen ein religiöser Drang unwiderstehlich zum Licht ringt, eigentümliche Erlebnis der „Erweckung" und „Wiedergeburt". Eine umfangreiche Folge „Biblischer Betrachtungen eines Christen" sowie die „Gedanken über meinen Lebenslauf" bezeugen, wie er von nun an sein inneres Leben unverrückbar auf den lutherisch-trotzigen Glauben an den Gekreuzigten gründete und dessen Verkündigung als „Prediger in der Wüste" sein ferneres Dasein und literarisches Schaffen weihte.

Das Aeußere dieses weiteren Daseins: Rückkehr nach Riga und dann, nach Entzweiung mit den aufklärerischen Freunden, in die Heimatstadt, kleinbürgerliches Leben in freier Muse, später, nach mißglückten Anläufen in der Fremde (Kurland und Polen bzw. Darmstadt oder Frankfurt), festen Fuß zu fassen, seit 1767 in den untergeordneten und kärglich besoldeten Stellungen eines Secrétaire-Traducteur bei der damals unter französischer Regie stehenden Akzisedirektion und zehn Jahre später eines Packhofverwalters beim Lizent, Gewissensehe und Familiengründung mit einem braven, aber bildungsunfähigen Bauernmädchen, endlich, 1788, das unvermutet rasche Sterben während eines längeren Reiseaufenthalts bei der „christlichen Aspasia", der Fürstin Amalie Gallitzin in

Münster, hat nur die Bedeutung eines unscheinbaren Gefäßes oder Rahmens für eine den Geist der herrschenden Aufklärung bald ironisch höhnend, bald prophetisch zürnend bis aufs Blut bekämpfende, ebenso geistvolle wie formlose Autorschaft. Es ist fast unmöglich, demjenigen, der noch nie eines dieser Schriftchen Hamanns, von denen keines mehr als wenige Bogen umfaßt, zur Hand genommen hat, von Art und Inhalt dieser seltsamen Schriftstellerei eine klare Vorstellung zu vermitteln. Denn ihr Grundwesen ist ja gerade die absichtliche Verneinung aller logisch folgerichtigen Gedankenführung und aller begrifflich adäquaten Ausdrucksgebung zugunsten eines, je nach Empfänglichkeit und Stimmung des Aufnehmenden, bald reizvoll anregenden oder in der Tiefe aufwühlenden, bald quälerisch ermüdenden oder ärgerlich vexierenden stilistischen und inhaltlichen Versteckspiels. Es steckt in diesen barocken Sprachmanieren und Gedankensprüngen zweifellos — was man früher oft verkannt hat — ein gutes Stück vollbewußter Kunst, jener „mimischen" Ironie, welche erstmals in den „Sokratischen Denkwürdigkeiten", in Nachahmung des platonischen oder pseudoplatonischen Stiles, so virtuos hervortritt und hohe Wirkungen nach Seite des Erhabenen wie des satirischen Witzes zu erzielen vermag. Anderseits aber bekundet sich in dieser Unfähigkeit, einen Gedankengang festzuhalten und klar und folgerichtig durchzudenken und wiederzugeben, doch auch eine gelegentlich fast bis zu kindlicher Hilflosigkeit oder krankhafter Gedankenflucht sich steigernde schizophrene Veranlagung, die der Magus — als „Magus in Norden" begrüßte ihn 1762 Friedrich Karl von Moser — selbst öfters beklagt hat: „Mir wird bei dem, was ich selbst geschrieben, so übel und weh als dem Leser, weil mir alle Mittelbegriffe, die zur Kette meiner Schlüsse gehören, verraucht sind und so ausgetrocknet, daß weder Spur noch Witterung übrig bleibt."

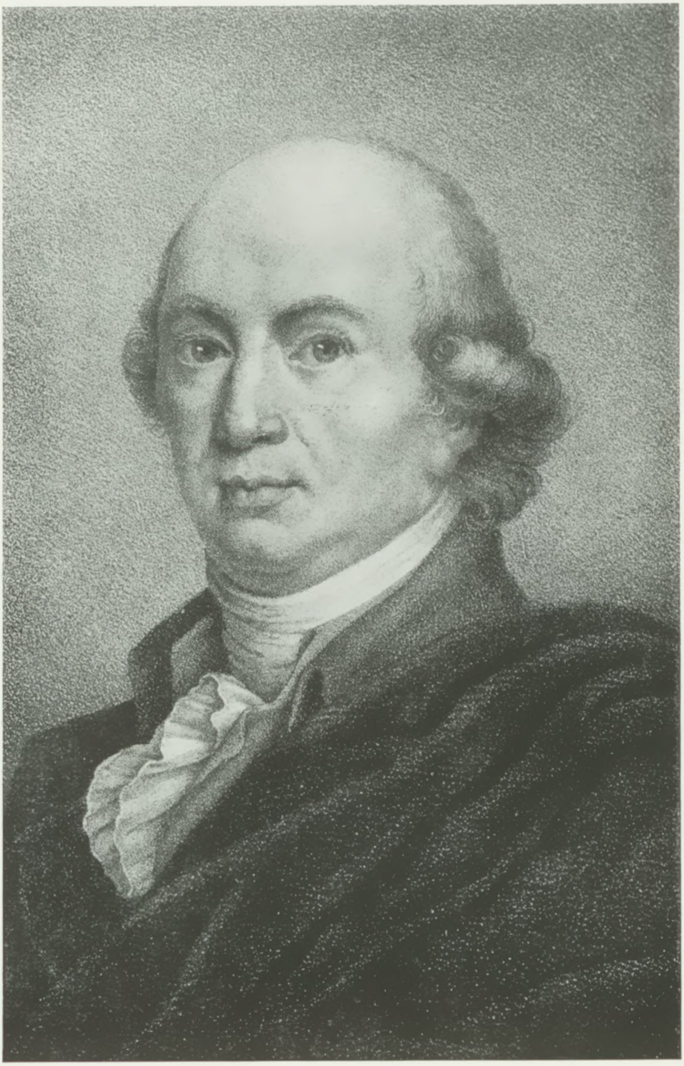
Freilich, Hamann war sich zugleich der trotz aller Schwächen und Absonderlichkeiten unleugbaren inneren Größe seiner Autorart wohl bewußt: „Ad oculum et unguem Wahrheiten und Lügen zu demonstrieren, ist meine Sache nicht. Bei mir ist von Sturmwinden die Rede, die man sausen hört, ohne selbige anders als an den Wirkungen sehen zu können, und die in den Lüften herrschen, ohne daß man ihre Gestalt, Anfang und Ende mit den Fingern zeigen kann." Ein solcher Sturmwind sind sogleich die „Sokratischen Denkwürdigkeiten für die Langeweile des Publikums", die geistsprühende Ouverture seines Schriftstellertums (1759): im Gewande ironischer Persiflage eine verzweifelt ernste, sarkastisch schneidende Kriegserklärung an den rationalistischen Zeitgeist, zugleich die überlegene Apologie genialer Unmittelbarkeit in Erkennen und Leben, wie drei Jahre später die „Ästhetica in nuce", das Kernstück der „Kreuzzüge des Philologen", das glutvolle Manifest dieser Reichsunmittelbarkeit des Genius in der Kunst, insbesondere der Dichtung. Und so folgen sich nun fast ein Menschenalter hindurch kunst-, sprach-, erkenntnis- und religionsphilosophische Schriftchen in buntem Wechsel und verwirrender Mannigfaltigkeit der Augenblicksanlässe und Zeitbezüge: alle doch beseelt vom selben kampffrohen Geiste der Aufklärungsfeindschaft und tiefernsten Bekennermutes, bis mit dem gegen Moses Mendelssohn gerichteten zusammenfassenden Bekenntnis (1784) „Golgatha und Scheblimini" — Christentum und Luthertum als den beiden Grundsäulen der Geisteswelt des Magus — und dem unvollendeten „Fliegenden Brief" einer Art literarischer Beichte und Testaments in Einem, Hamanns Autorschaft ebenso jäh und scheinbar unvermittelt abbricht, als sie einst begonnen hatte.

Hamanns geistesgeschichtliche Stellung als des Vaters des neueren Irrationalismus, des Führers der Sturm- und

Dranggeneration und Ahnherrn der Romantik, zugleich auch des Vorläufers der religiösen Erweckungsbewegung des 19. Jahrhunderts und Vorkämpfers eines neuen Lutherverständnisses, ist heute allgemein anerkannt, mögen im einzelnen auch noch manche Kontroversen der Forscher bestehen. Seine Bedeutung für das geistige Leben seiner engeren Heimat Ostpreußen geht über diese literarische Allgemeinwirksamkeit insofern noch hinaus, als Hamann zeitweise an lokalen periodischen Schriften, in seiner Jugend an der belletristischen Wochenschrift „Daphne", später jahrzehntelang an den angesehenen „Königsbergischen Gelehrten und Politischen Zeitungen" seines Freundes Kanter, die er kurze Zeit sogar redigierte, mitgearbeitet, vor allem aber, in mehr oder minder engem Verein mit Kant, Hippel, Scheffner und anderen hervorragenden Landsleuten, dem Königsberg jener Jahre sein geistiges Gepräge verliehen hat. Sein Bestes jedoch hat er, in väterlich vertrautem persönlichen Umgang, jungen Männern, wie Nicolovius, Reichardt und vor allem Herder, gegeben. Daß letzterer den Geist seines Königsberger Mentors hinaus ins „Reich" trug und der Generation des Straßburger Goethe sieghaft in die jungen Seelen pflanzte, ist der unvergängliche Ruhmestitel nicht nur des Magus selbst, sondern auch seiner altpreußischen Heimat.

IX.

Johann Gottfried Herder.



Johann Gottfried Herder.

Johann Gottfried Herder

1744–1803.

Von Professor Dr. E. Kühnemann, Breslau.

Es ist in der deutschen Bildung noch nicht zu einem Allgemeingut der Einsicht geworden, daß der deutsche Osten am deutschen Geistesleben nicht nur höchst bedeutenden Anteil genommen hat, sondern daß es einen eigenen Geist des deutschen Ostens gibt. Das Pionierland des Deutschen Ordens hat Deutschland seinen Staatsgedanken gegeben, auf dem das Deutsche Reich beruht. Es geschah in dem Heldenringen Friedrichs des Großen, das den Deutschen eine neue Freude am deutschen Menschen schuf und ihnen im Staatsbewußtsein eine neue Seele gab. Alles Leben ist Dienst, die Ehre des Staates ist die Ehre des Mannes, höchste Pflicht bleibt die Lebenserhöhung unseres Volkes. Eine Fügung voll wehmütiger Tragik wollte, daß der Held in sich die zarte Seele eines Künstlers trug, aber die Befriedigung für die Sehnsucht dieser Seele bei dem französischen Geiste suchte, während rings um ihn und in seinen eigenen Landen der deutsche Geist das Greisenhafte der französischen Literatur in einer frischen Jugend überwand. Wieder war es der deutsche Osten, der für diesen neuen deutschen Geist die Pionierarbeit tat und ihr in wissenschaftlicher Erkenntnis den Weg bereitete. Diese Wissenschaft selber war eine neue Schöpfung des Geistes. Sie war nicht Schulwissenschaft, sondern Genialität. Winckelmann, des armen Schuhflickers Sohn aus Stendal, suchte das Land der Griechen mit seiner Seele und erschaute das geniale Volk der Schönheit und der Freiheit in den Werken

seiner Bildhauerkunst. Lessing, der Lausitzer, befreite durch die Kraft des hellen Verstandes, der in ihm eine schöpferische Gewalt wird, Kunst und Leben, indem er von den willkürlichen Regeln zu den notwendigen Gesetzen vordrang.

Herder, der Ostpreuße, hat den peinlichen Zwang des preußischen Heimatstaates in seiner Jugend an sich selber erfahren und nie vermocht, diese Erinnerungen in einer freien, verstehenden Liebe zu überwinden. Sein Staat war die Welt, seine Heimat die Menschheit. Aber seine Menschheitsliebe lebte von einer tiefen Liebe zur Deutschheit, zu deutscher Art und Kunst. Als der große Seher der schaffenden Kräfte in allen Gebilden des Geistes schloß er das Reich der Weltgeschichte auf und machte zur Seele des deutschen Wesens die große verstehende Menschenliebe. Der Blick über die Weiten und die Ahnung der Tiefen sind in ihm die schaffenden Kräfte. Ist es nicht die ostpreußische Heimat, die in ihm Geist wird — das Land der großen Ebene und Ferne, der weiten Horizonte, des ahnungsvollen Webens in den Wunderspielen des Lichtes, an belebenden Wassern reich, ans Meer grenzend, das einsame Land des tiefen Versenktseins, der Saum am Mantel Gottes, der den Geist in die Weite und zur Höhe zieht? Der Knabe, in Mohrungen als der Sohn des Kantors aufgewachsen in Armut und unter vielfachem Druck, der Jüngling, als Student in Königsberg bereits ein gefeierter Lehrer am Fridericianum und von einer fabelhaften Fülle zuströmender Gedanken bewegt, darauf als Lehrer und Prediger in Riga, der alten deutschen Hansestadt und Bürgerrepublik in Rußland, einer der ersten Männer in der Stadt, der Mann, der, über das Meer fahrend von Riga nach Nantes, die ganze Weite des künftigen Lebenswerkes ahnte, in Straßburg am Wege achtlos und ahnungslos in Goethe die deutsche Stimme im Chor der

Menschheit weckt, in Bückeburg inbrünstig um Gott als Kern und Halt seines Lebens ringt und endlich in Weimar unter unendlicher Geschäftslast sein großes Werk der Geschichtsphilosophie vollendet und allzufrüh aufgerieben freudlos dem Tode entgegengeht — — sie alle sind der gleiche überzarte Mensch der reichsten Seele, immer mit dem treuesten Pflichtbewußtsein an der Arbeit und, fast ohne es zu wissen, den großen Gesichten zugeführt, die eine neue Welt des Geistes auftun.

Winckelmanns Schauen webt im entzückten Genießen der Menschengestalt an den Werken großer griechischer Plastik. Lessings Klarheit und stürmender Wille lebt in den zwingenden Handlungen des Dramas. Herders Seele ist Musik. Er vernimmt, er hört. Er lauscht der Melodie der Seele in den Liedern, den Kulturen, der Welt. An seiner Wiege hat eine gütige Fee ihm das Ohr geöffnet. Nun vernimmt er mit einer einzigen Feinhörigkeit in dem Liede, das er liest, die Seele des Dichters. Dieselbe Fee aber hat ihm die Zunge gelöst. Mit einer seelischen Feinheit ohnegleichen vermag er den Seelenzustand des Dichters in seinem Werke aufzufassen und zu deuten. Sie hat in ihn das Entzücken gelegt an der Dichtung, die ursprünglich ist und die er einen Naturlaut nennt. Es ist die Dichtung, die in einer wahrhaftigen Erschütterung aus der Bewegtheit des Herzens hervorbricht, und in der die Kraft des Gefühls sich selber den einfachen und natürlichen Ausdruck schafft — gewachsenes Naturgebilde. Wie verschwindet vor ihr alle künstliche Poesie gelehrter Poeten, die bei der Lampe nach Regeln gemacht wird. So aber quillt in seiner Seele das Bedürfnis nach einer neuen und ursprünglichen Menschheit genialer Kräfte. Neues Leben will er schaffen. Der mit künstlerischer Feinfühligkeit begann und durch sie ein Seelendeuter wurde, ist zugleich ein Menschenbildner von un=

ruhigstem Erzieherdrange. In einer Menschheit erst der Ursprünglichkeit, der Unmittelbarkeit, der Herzensoffenheit würde ihm Genüge getan. Wie sicher urteilt das Gedächtnis der Deutschen, wenn es in den „Stimmen der Völker in Liedern" Herders eigentliches Werk sieht. Die Völker hat er in ihren Liedern die Stimmen erheben lassen. Den Sang der Menschheit hat er in ihnen gehört. Jedes Volk an seinem Ort, zu seiner Zeit erfährt immer neu und immer dasselbe: das ewige Schicksal des Menschseins. Jedes erschauert in denselben mächtigen Urgefühlen der Liebe, des Mutes und des Trotzes zum Leben, des Siegens und Unterliegens, des Todes. Jedes singt diese Urgefühle in seiner Sprache. So sind sie alle dieselbe eine Menschheit und singen als Stimme der Menschheit den Preis des Ewigen, der ihnen allen die Erde gab, sie in ihrer Weise zu genießen, ihr Glück zu suchen und zu finden, und der ein jedes zu seiner Zeit beruft, im Chor der Menschheit die Stimme zu erheben und zu führen. Jedes Volk ist ein genialer Dichter, ist eine Volkspersönlichkeit, eine Volksgenialität. Herder wird der Lehrer von den Volksgenialitäten und eröffnet in dieser seiner Lehre eine nie gekannte Weite des Verstehens für alles Menschliche auf Erden.

So steigt sein großes Werk der „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" ganz natürlich als Vollendung aus allem Reichtum seines Empfangens empor. Er sieht das All als die Offenbarung Gottes, der in seinen Leben bildenden Kräften überall als derselbe, überall neu, überall ganz sich darstellt. Er sieht die Erde als den Schauplatz, der in seinen Ebenen, Gebirgen, Strömen und Meeren der Geschichte den Weg vorzeichnet. Er sieht das Leben vom einfachsten Kern emporsteigend — auch als Gottesoffenbarung überall neu, überall ganz — bis zu den feinsten Lebensgebilden. Er sieht die Seele als das höchste, gott-

nächste Leben. Er sieht die Völker als ebenso viele Seelen, jedes ein eigener Genius im Empfangen und Gestalten. Er sieht endlich die Kulturen als Darstellungen der Völkerseelen in ihrer Schöpferkraft — jede Kultur eine geschlossene Lebenseinheit, in allen ihren Gebilden Ausdruck desselben schaffenden Gedankens. So führt er von Ostasien über Westasien zu Griechenland und Rom den Schicksalsgang der Menschheit und baut in seinem letzten Teil aus den Urbestandteilen — den neuen germanischen Völkern, dem Leben Jesu Christi, den Ueberlieferungen des Altertums — den einheitlichen Gedanken Europa auf, um dann leider vor der Vollendung zu enden. Zu seinem wahren Ziel in dem befreiten Weltalter des Geistes, wie es aus dem Zusammenhang des Mittelalters in Reformation und französischer Revolution hervorgehen mußte, ist er nicht mehr gekommen.

Alles trägt die Zuversicht zur Deutschheit, die nunmehr berufen ist, im Chor der Menschheit die führende Stimme zu übernehmen. Alles trägt ein lebendiger Glaube, in dem Christentum und Bildung in ihrer höchsten Freiheit und Weite zur Einheit kommen. Es ist eine wahrhafte germanische Weltfrömmigkeit, mit der dieser Generalsuperintendent das Christentum sieht als die über die Zeiten und Völker hinweg sich bildende Gemeinde der in Gott Lebendigen, die in ihrer Tat und Lehre das Reich des Lichtes, der Wahrheit und der Liebe bringen. Licht, Leben, Liebe sind das Reich der Humanität, der Menschlichkeit. Der große Prediger der Menschlichkeit ruft seinem Volke die Botschaft der Deutschheit zu. Nur in freier und stolzer Deutschheit können wir unser Werk für die Menschheit tun. Als ein Opfer seiner Seelenzartheit hat er sich im Bringen seines Evangeliums aufgerieben — ein tragisches Zeugnis für den Reichtum des deutschen Geisteslebens, das solche Kräfte verbraucht und, nachdem sie ihr Werk getan — vergißt.

X.

E. T. A. Hoffmann.



E. T. A. Hoffmann.

E. T. A. Hoffmann

Von Dr. Walther Harich, Berlin.

Ein Geschlecht, aus dem Fränkischen stammend, nachweisbar seit der Reformation aus Akademikern: Pfarrern, Bürgermeistern, Juristen bestehend, die nie erlöschende Fackel geistiger Bildung weitertragend durch drei Jahrhunderte, von der Reformation ins alte Preußenland gezogen, um hier Luthers Lehre auszubreiten und zu vertiefen — dieses Geschlecht erschöpft sich um die Wende zum neunzehnten Jahrhundert in der Person E. T. A. Hoffmanns. Vielleicht müssen sich hier oben die Familien erschöpfen, in diesem fernen Winkel, losgelöst von dem alten Mutterlande und ihrem organischen Wachstum. Vielleicht muß sich in diesem jungen und wurzellosen Koloniallande alles ins Imaginäre wenden. Es ist vielleicht der Grund, weshalb dieses Land so viele und eigenwillige Begabungen hervorbringt.

Kein Zweifel, die angesehene Familie der Hoffmann, Voeteri, Dörffer ist am Ende ihrer Kraft angelangt, als E. T. A. Hoffmann geboren wird. Der Vater, Advokat am Königsberger Hofgericht, hat seine junge, an Geist und Körper gefährdete Cousine Luise Albertine Dörffer geheiratet. Er ist kein Ehemann, wie er sein soll. Das Heim in der Französischen Straße hat gewiß wenig Glück gesehen. Vier Jahre eines freudlosen, zerquälten Beisammenseins, dann kehrt Luise mit dem kleinen Ernst in das Haus ihrer Mutter zurück. Der unstäte Vater bleibt mit dem ältesten Jungen in der Wohnung, wird gottseidank bald als Kriminalrat nach Insterburg versetzt, wo er sich durch Alkohol und andere Ausschweifungen zugrunde richten wird. Ernst sieht seinen Vater nicht wieder.

Vielleicht bangt er sich gerade deshalb nach ihm. Der entschwundene Vater ist der erste Gegenstand seiner romantischen Sehnsucht, die nun bis zum Lebensende nicht mehr erlöschen soll. Er hat das Erbe des Vaters im Blut. Es wird nicht mehr aufhören, in ihm zu brennen, bis es ihn ausgebrannt hat. Es brennt weiter, als die Traumgestalt seiner Kindheit, als „Tante Füßchen", die unsterbliche Sängerin des „Kater Murr", frühzeitig stirbt und der Knabe „unter Larven" zurückbleibt. Wer wohnt alles in dem winkligen Hause, jetzt Poststraße 13? Die alte Großmutter Voeteri, Vertreterin eines alten Lebensstils, rokokohafter Gebundenheit, deren Grazie gestorben und sich in dieser alten Preußenstadt vielleicht nie ganz entwickelt hat. Tante Sophie, die am Leben zerbrochene Mutter, und der O-weh-Onkel Otto-Wilhelm, ein vorzeitig abgebauter Jurist, ohne Lebenswillen, pedantisch, in merkwürdiger Versetzung angefressener Triebe mit einer fanatischen Besessenheit der Musik ergeben. In dieser Umgebung wächst der Knabe auf.

Aber rings um ihn ist im weiteren Kreis noch eine andere Welt gestellt. Schon in dem oberen Stockwerk haust die Witwe seines Taufpaten, des Professors Werner, von religiösem Wahnsinn gepackt. Sie glaubt, in ihrem Sohn Zacharias den Heiland der Welt geboren zu haben. Ernst sieht den um neun Jahre älteren Hausgenossen, der gleich ihm ein berühmter Dichter werden wird, im Garten gravitätisch wandeln, immer „das Haupt in den Wolken", während von oben die Schreie der wahnsinnigen Frau heruntergellen. Und nur wenige Schritte um die Ecke liegt das Haus des Professors Kant, der damals schon als eine lebendige Legende mit der Pünktlichkeit einer Uhr durch die Straßen geht. Ein gebücktes graues Männchen, in einer Atmosphäre von Transzendenz und Weltruhm. Und auf der anderen Seite des Dörfferschen Hauses, durch das von

Lesgewangsche Fräuleinstift von ihm getrennt, steht der Stadtpalast des Geheimen Kriegsrats und Stadtpräsidenten Theodor von Hippel, dieses merkwürdigsten Mannes, den vielleicht je eine Stadt beherbergt hat. So umklammert das 18. Jahrhundert den heranwachsenden Knaben. Natürlich hat er sie alle gekannt, diese seltsamen Gestalten, auf deneu der Glanz der hinsterbenden Zeit beruhte, uud die nun wandelnde Mumien geworden sind. Außer den immer jugendlichen Kriegsrat Scheffner. Er muß sie alle geseheu haben, auch wenn er nirgends in seinen Schriften davon spricht, und die eigenartigen Sonderlinge, die vom Archivarius Lindhorst an immer wieder bei ihm auftauchen, stammen ans dieser Stadtecke um deu Stadtpalast des alten Hippel.

Die Hippels werden ihm nun Schicksal. Ihr Name bleibt anf ewig mit dem seinigen verbunden. Der mächtige Stadtpräsident hat sich aus kleinen Anfängen heraufgearbeitet, seine Familie ist arm geblieben. Da sitzt in Arnau sein Bruder als kleiner Dorfpfarrer. Dessen Sohn, nach dem gewaltigen Oheim Theodor Gottlieb genannt, kommt nach Königsberg auf die gleiche Schule, die Eruft Hoffmann besucht. Die Knaben befreunden sich miteinander, und da Ernst als Schüler zu wünschen übrig läßt, wird ihm der bravere Pfarrerssohn als Muster zur Seite gestellt. Dem kleinen Hippel öffnet sich das sonst so verschlossene Haus der Dörffers. Er arbeitet mit Ernst zusammen. Aber bald bekommt der regere Hoffmann die Oberhand, die Allotria treten in den Vordergrund. Es wird gelesen, musiziert, gedichtet. Theodor Hippel wird zum Publikum, au dem sich das junge Genie emporrankt. Streiche werden verübt. Zu Streichen gehören immer zwei. Man führt allein keine Streiche aus. Aber nun ist der Genosse gefunden und Hoffmann durchschaut den Humor dieser Situation, daß ihm durch ernsten Familien-

beschluß ein Genosse an die Seite gegeben ist, der in ganz anderem als dem gewünschten Sinne gebraucht werden kann. Er gräbt das Kriegsbeil gegen seine Peiniger aus. Der O-weh-Onkel wird zum Hauptrichtungspunkt des Angriffs, und es entwickelt sich in Riesenstößen jene feindlich mokante Haltung, die der spätere Hoffmann als Skurrilität bezeichnete. Skurril ist die Welt, skurril sein Kampf gegen sie. Es gibt nur Skurrilität. Nicht daß die Welt an sich lächerlich wäre, aber dieser Zusammenprall der tiefsten Lebenssehnsucht mit den philiströsen Widerständen, die Spannung, die keine Lösung findet, die Lösungen, die ziellos irgendwo zerplatzen — das alles ist skurril. Nun beginnt die Absonderlichkeit seines Blicks, der zugleich ein falscher Blick und der Blick eines Träumers ist. Die Konturen der Dinge treten scharf hervor gegen den Hintergrund einer ersehnten Traumwelt. Gegen das Transzendentale heben sich die philiströsen Gestalten scharf ab. Zwei Kräfte arbeiten ständig gegeneinander: der Stift des Karikaturisten und der Seelendrang des Musikers. Der entschwundene Vater, die entschwebende „Tante Füßchen", die Brände der Freundschaft — das ist die Musik. Alles übrige wird Objekt des karikierenden Griffels.

So baut sich ihm die Welt auf, die er nun langsam begreift. Der gewaltige Oheim Hippel nimmt sich seines kleinen Neffen, des armen Pfarrersohnes, an, zieht ihn noch nicht in sein Haus, ladet ihn aber zu Mahlzeiten ein und überwacht seinen Bildungsgang. Und dann kommt der Tag, an dem es dem einflußreichen Manne gelingt, sich und seine Familie in den Adelsstand erheben zu lassen. Aus dem armen Dorfpfarrerssohn wird über Nacht ein Junker von Hippel, Präsumptiverbe des großen Vermögens des Stadtpräsidenten, Objekt seiner ehrgeizigen Familienpolitik. Ein neues, romanhaftes Motiv im Leben der heranwachsenden Knaben, die nun allmählich zu jungen

Studenten werden. Keine trennende Wand baut sich zwischen ihnen auf, aber ihre Gemeinschaft wird doch auseinandergerissen durch die verschiedene Zielsetzung. Adel und Bürgertum gehen in dem alten Ständestaat ihre eigenen Wege. Der Adlige ist Staatsmann, Latifundienbesitzer, in seinen Händen liegt die politische Macht und Verantwortung. Er ist „Geschäftsmann", wie man damals nicht den Kaufmann, sondern den Beamten, den Träger der Staatsgewalt nannte. Neben ihm steht der „Geistige", der Dichter und Denker. Macht und Geist sind auseinandergerissen. Diese „Teilung der Gewalten" erleben die Knaben an sich als Möglichkeiten der Zukunft. Aber nun gerade spannt sich ihre Freundschaft als Brücke zwischen zwei verschiedenen Sternen. Ein Herüber und Hinüber beginnt, ein Austausch von Mitteilungen, Verabredungen, Briefen. Ernst Hoffmann ahnt nicht, daß er gerade jetzt eines seiner schönsten Werke schreibt, seine Jugendbriefe an Hippel. Wie er es nie ahnte, was seiner Feder entquoll. In diesen Briefen reichen sich 18. Jahrhundert und die kommende Romantik die Hände. Hier ist seliger Ueberschwang des Gefühls und Zerren an den Ketten der Wirklichkeit, Freundesseligkeit des Hainbundes und Wertherstimmung in einem.

Inzwischen hat man die Studentenjahre hinter sich und das Auskultatorexamen bestanden. Hippel ist an die Regierung in Marienwerder gegangen. Noch immer umfängt den jungen Dichter der Käfig des Dörfferschen Hauses. Das Zusammenleben mit den Seinen ist unerträglich geworden, alle Verhältnisse zum Reißen gespannt. In diese aufgelockerte Bereitschaft fällt nun zum erstenmal die große Leidenschaft. Hoffmann gibt Musikstunden, und eine Schülerin ist es, die sein Herz in Aufruhr gebracht hat, eine verheiratete Frau, Dora Hatt, von ihm nach einem Kotzebueschen Stück Cora genannt. Ein blutjunges

Geschöpf, an einen alternden Mann gekettet, dessen geschäftliche Manipulationen keineswegs einwandfrei sind. Das Unglück will, daß Hoffmanns Liebe erwidert wird. Die Geschichte dieser Liebe spiegelt sich in den Briefen an Hippel, gibt ihnen die romanhafte Substanz. Hier ist das Ventil, dnrch das die Spannungen sich entladen. In jeder anderen Beziehung ist diese Liebe zum Schweigen verurteilt, eiu Makel, eiu Verbrechen in der Welt des O-weh-Onkels.

Aber au dieser Liebe reift uun der junge Künstler weit über seine Jahre hinaus. In ihr vollendet sich seine Jugend. Alle Grundakkorde des späteren Werkes sind angeschlagen. Die skurrilen Gestalten haben sein Leben umstanden, wie sie später in seinen Werken immer wieder auftauchen werden. Die Hymnen der Freundschaft haben sich ergossen, der Musikenthusiasmus, der das ganze spätere Dasein bestimmen soll, hat bereits seinen ersten Ausdruck gefunden, und in dem jungen Schwärmer ist der spätere Kapellmeister Kreisler bereits vorweggenommen, wie in Cora, der „Inamorata", die später mit einer verzehrenden Leidenschaft geliebte Julia. Alle Grundakkorde sind angeschlagen.

Bis zu diesem Punkt wird die Entwickelung vorwärtsgetrieben, dann kommt die Katastrophe: der Tod der Mutter, drohende Verwickelungen und gesellschaftliche Zusammenstöcke. Der junge Jurist muß, darf Köuigsberg verlassen. Er beginnt, unselig wie später sein „Bruder Medardus", seinen Lauf iu die Welt. „Ich bin in einer Art Betäubung oder Rausch meiner Vaterstadt entflohen", schreibt er von Glogau aus dem Freunde. Er hat Königsberg und Ostpreußen nur noch für Tage wiedergesehen, und doch hat diese Stadt ihm alles mitgegeben, was seinem Namen Unsterblichkeit verleihen sollte.

XI.

Ludwig Ernst von Borowski.



Ludwig Ernst von Borowski.

Ludwig Ernst von Borowski

1740–1831.

Von Superintendent Lic. W. Borrmann, Angermünde.

Unter den „ostpreußischen Köpfen" fehlt nicht der des Theologen. Gewiß hat Ludwig Ernst von Borowski nichts vom Genie des Kant oder von der Weltweite eines Herder oder gar des „Magus im Norden" Hamanns Tiefe besessen. Und doch sprechen Zeitgenossen und Nachwelt von diesem Theologen: „Seinesgleichen sehen wir nicht wieder." Max v. Schenkendorf feierte ihn zum fünfzigjährigen Amtsjubiläum (1812) mit begeisterten Versen. Ehren und Orden häufen sich auf Borowski, wie keiner der vorher genannten drei Großen sie geerntet hat. Was war Besonderes an diesem Mann, der in seiner Einfachheit, Geradheit, ja Derbheit den Typus des echten Ostpreußen darstellte, der durch feinen Humor und seine Schlagfertigkeit als vollendeter Weltmann sich auch in den schwersten Lebenslagen bewährte, der durch seine Pflichttreue und Herzensfrömmigkeit hoch und niedrig anzog und schon lange, ehe er Oberhofprediger wurde, als der erste Geistliche des Landes galt? Das Geheimnis seines Wesens und seiner Erfolge scheint mir zusammengefaßt in dem Satz: Er war ein Mann in schwerer Zeit, in der es an echten Männern fehlte. Solche Persönlichkeiten aber verdienen es, der heutigen Zeit vor die Seele gestellt zu werden.

Ludwig Ernst Borowski wurde am 17. Juni 1740 als Sohn des Lackfabrikanten und Hofglöckners Andreas Ernst Borowski zu Königsberg geboren. Seine Jugend fällt in die Zeit des Pietismus, der in Ostpreußen

durch seinen genialen Vertreter F. A. Schultz noch das Feld behauptete, als er im Reich schon längst dem Rationalismus hatte weichen müssen. So bezieht der sechsjährige Knabe die Quinta des „Friedrichskollegs", dieser Schöpfung des pietistischen Holzkämmerers Gehr, das dieser 1698 nach Franckes Vorbild in Halle als „Hausinformation" begründet und 1701 in eine „Königlich privilegierte Schule" umgewandelt hatte. Ganz im pietistischen Geist erzogen, verläßt Borowski fünfzehnjährig die Anstalt, um schon als siebzehnjähriger Jüngling an ihr als Lehrer der Untersekunda zu amtieren. Daneben ist er Student der Theologie und Philosophie, hört als solcher Kants erste Vorlesung im Jahre 1755. Ob Borowski in späteren Jahren, als Kant sein System völlig ausgebaut hatte, ihm in dessen Tiefen gefolgt ist, bleibe dahingestellt; jedenfalls erkannte er Kants „Postulate": Gott, Freiheit und Unsterblichkeit als Grundwahrheiten der christlichen Religion ebenso gern an, wie „den kategorischen Imperativ" als Norm auch für die christliche Sittlichkeit. Unter den theologischen Lehrern wirkte auf Borowski Schultz bestimmend ein, dieser begabte Pietist, der mit der tiefen Herzensfrömmigkeit des beliebten Predigers die strenge Wissenschaftlichkeit eines Wolff verband und seine Studenten lehrte, so daß sein Schüler Hippel von ihm sagte: „Dieser seltene Mann lehrte mich die Theologie von einer anderen Seite kennen, indem er in dieselbe soviel Philosophie brachte, daß man glauben mußte, Christus und seine Apostel hätten alle in Halle unter Wolff studiert." Auch in den Sitzungen der „Deutschen Gesellschaft", die Flottwell, ein Schüler Gottscheds, 1741 als Stätte zeitgemäßen wissenschaftlichen Lebens gegründet hatte und in die Borowski 1756 eintrat, wurde der Jüngling mit dem Rationalismus vertraut gemacht; ebenso lernte er in dieser für die deutsche Sprache

wirkenden Gesellschaft viel für seine später vielgerühmte biblisch-poetische Predigtart.

Seinen echt preußischen Sinn hat Borowski schon in jenen Jünglingsjahren bewährt, auch wo sein Patriotismus ihn in den Kerker führte. Als nämlich 1758 im Siebenjährigen Kriege Ostpreußen eine russische Provinz wurde, dachte der damalige Hauslehrer der Söhne des Generals v. Knobloch samt diesem nicht daran, sich als russischer Untertan zu fühlen, sondern bekannte frei seine preußische Gesinnung, so daß Suwarow ihn ins Gefängnis setzte. Der Tod der Kaiserin Elisabeth befreit Ostpreußen und den jungen Patrioten von der schweren Heimsuchung. Borowski, in Berlin zum Feldprediger ordiniert, eilt zu den Fahnen. Im Feldlager zu Sorau versieht er sein Amt so treu und wirkungsvoll, daß ihm die Kriegerherzen zufallen. Während der Winterruhe 1762/63 hat übrigens der kriegerische Geistliche in Leipzig, dem damaligen geistigen Mittelpunkt Deutschlands, Muße gehabt, das friedliche Geschäft des Studiums wieder aufzunehmen, indem er mit Gellert und vor allem dem bedeutenden Philologen Ernesti in nähere Berührung kam, der mit seiner historischen kritischen Bibelauslegung dem Geist Borowskis für die Zukunft eine freiere Richtung gab.

Nach dem Friedensschluß bleibt der Feldprediger im Militärpfarramt zu Bartenstein. Auch hier hat er seine Kaltblütigkeit zu beweisen genügend Gelegenheit gehabt. Ein ganzer Kranz von Anekdoten aus jener Zeit, die alle die große Schlagfertigkeit des jungen Geistlichen beweisen, ist von D. Braun in seinem ersten Band „Ostpreußische Erzählungen" (leider vergriffen!) gesammelt. 1770 übernimmt Borowski die Erzpriesterei in Schaaken. Nach zwölfjähriger Tätigkeit dort wird er 1782 an die hiesige Neuroßgärter Kirche berufen. Hier entfaltet

er seine große Wirksamkeit zunächst als geschätzter Prediger, dann auch in der Kirchenverwaltung der Provinz, seit 1793 als Kirchen- und Schulrat, seit 1809 als Oberkonsistorialrat, seit 1812 als Generalsuperintendent, seit 1816 als Bischof, und seit 1829 — ein einzigartiger Fall in der Geschichte der preußischen Landeskirche — als Erzbischof. Mit der Heimatprovinz immer mehr verwachsend, lehnt er jeden Ruf nach außerhalb, z. B. nach Berlin, ab und geht mit den Jahren völlig in seinem Amte auf, immer mehr der Mann des allgemeinen Vertrauens und größter Beliebtheit bis in die einfachsten Volkskreise hinein werdend.

Aus seiner sieben Jahrzehnte währenden Amtstätigkeit sind besonders bekannt die Jahre nach dem unglücklichen Kriege geworden, als Friedrich Wilhelm III. und die Königin Luise in Königsberg wohnten. Borowski wurde der Seelsorger und Tröster des gebeugten Königspaares; an seinem Felsenglauben richtete sich auch ihr Glaube wieder auf. Der König erzählt selber darüber: „Wenn ich zweifelte, schüttelte Borowski mir die Hand, klopfte mir auf die Schulter, faßte mich bei den Rockknöpfen und sprach mit dem Ernst und der Würde eines Propheten Nathan: „Sie müssen glauben lernen, Majestät! So viel der Mensch glaubt, so viel gewährt ihm Gott.“ So hatte noch nie jemand zu mir gesprochen. Die wenigsten standen fest und ruhig vor mir; die meisten wollten mir nur Angenehmes sagen, und was keiner widersprach.“

Es ist das große Verdienst von Professor D. Uckeley, in seinem Buch „Königsberger patriotische Predigten“ eine treffliche Auswahl der patriotischen Reden Borowskis aus den Jahren 1806 bis 1816 der Allgemeinheit zugänglich gemacht zu haben. In diesen Predigten

bietet der tapfere Geistliche, wie das bei ihm gar nicht anders zu erwarten, keine patriotischen Phrasen oder Verschleierungen der Wahrheit, sondern predigt König und Volk in erschütternder Weise Buße, aus der allein der Aufstieg zu Gottes Gnade möglich sei. So hat Borowski den wahren Sinn aller Predigt scharf herausgearbeitet, daß sie der vergänglichen Zeit Ewigkeitswerte zu bieten habe; und diese tiefe Erkenntnis läßt jene Predigten noch heute lesenswert erscheinen, auch wo wir über ihre äußere Form hinausgewachsen sind.

Auch die Königin Luise fand in ihrer Neigung zur Wahrheit in diesem aufrechten, wahren Manne einen Führer zu festem Glauben. Sie getröstet zu haben, ist Borowski eine große, freudige Lebenserinnerung geblieben, die er noch 1812 in einem Briefe an den König anläßlich seines fünfzigjährigen Predigerjubiläums Erwähnung tut: „Der herrlichste Punkt auf dieser langen Bahn ist der, da Königin Luise mein Wort in jenen Tagen der Drangsal und Bestürmungen für sich tröstend fand." Freilich auch der Königin gegenüber wahrte er seinen edlen Stolz. Obgleich von ihr gebeten, doch täglich ungeladen zum Tee zu kommen, erschien er doch nie, wenn er nicht geradezu aufgefordert wurde, häufig sagte er auch dann ab mit der Begründung: er habe keine Zeit. Als ihm darauf die Königin freundliche Vorwürfe machte, daß er so selten komme, antwortete er: „Ich befolge darin den Rat der Heiligen Schrift, welche spricht: Dränge dich nicht in der Könige Häuser." Friedrich Wilhelm III. erhielt ihm seine Freundschaft bis an Borowskis Ende 1831. Ja, noch wenige Monate vor des Einundneunzigjährigen Tode wurde ihm der Schwarze Adlerorden und damit der erbliche Adel verliehen. Braun berichtet, daß nach dieser Ehrung die Gemeinde

besonders zahlreich in den nächsten Gottesdienst des Greises in der Schloßkirche strömte, worauf Borowski begonnen haben soll: „Was seid ihr heute in so großen Scharen zu mir in die Schloßkirche gekommen? Nicht um Gottes Wort zu hören. Ihr wolltet nur ihn sehen, den mein König mir geschickt. Ihr dachtet alle: heute hat er ihn um. Aber Prost Mahlzeit! Er hat ihn nicht um! Paßt das für mich, an heiliger Stätte mit Orden zu prahlen? Paßt das für euch, so neugierig zu sein? Prost Mahlzeit, das schickt sich nicht. Wißt ihr denn nicht, was jenes Verslein sagt: „Des Christen Schmuck und Ordensband, das ist das Kreuz des Herrn!“ — Dem originellen Mann ist auch dieser Predigtbeginn zuzutrauen.

Es sei zum Schluß nicht verschwiegen, daß auch Borowski seine Fehler hatte. Sein Sarkasmus, mit den Jahren zunehmend, konnte verletzen; seine Selbstherrlichkeit trug ihm den Spitznamen des „evangelischen Papstes“ ein. Aber seine Lauterkeit und Wahrheitsliebe überstrahlte auch seine Schwächen. Noch aus seinen letzten Jahren ist ein Beispiel für seine selten lautere Art zu berichten. Es war Friedrich Wilhelm III. gelungen, Borowski endlich zur Einstellung eines Adjunkten (Gehilfen) zum Predigen zu überreden. Die Gemeinde erwartete, er würde seinen durch Beredsamkeit ausgezeichneten Enkel Volkmann wählen. Borowski aber wählte einen Fremden, den nachmaligen Konsistorialrat Oesterreich, während er seinen Enkel auf eine kleine Landstelle schickt mit den Worten: „Wärest du nicht mein Enkel, so würde ich dich zu meinem Gehilfen machen. Jetzt geht es nicht; denn es soll niemand sagen, daß der alte Borowski Nepotismus treibe.“ Doch wurde Oesterreich lediglich zur Vertretung bei den Gottesdiensten von Borowski verwendet; im übrigen ließ es sich der jugendliche Greis, den Schenkendorf in seinem Festgedicht 1812

auf den damals Zweiundsiebzigjährigen „einen Jüngling am Altar“ nennt, nicht nehmen, bis zuletzt seine Aemter selber zu versehen, ja, er wandte sich noch in den letzten Jahren mit einer in solchem patriarchalischen Alter seltenen geistigen Elastizität neuen Aufgaben des kirchlichen Lebens wie der Bibelverbreitung und der Heidenmission zu.

Am 10. November 1831 beendete ein sanfter Tod das selten reiche Leben des einundneunzigjährigen ostpreußischen Kirchenfürsten. Im Jahre 1907 setzte ihm die dankbare Neuroßgärter Gemeinde vor seiner Kirche ein Denkmal, von Professor Stanislaus Cauer geschaffen. In unseres Vaterlandes trübster Zeit nach dem Kriege, im Inflationswinter 1922/23, gestohlen, wurde es 1925 wieder aufgestellt — ein Wahrzeichen dafür, daß der Geist Borowskis, des echten Ostpreußen, d. h. der Geist des Guten und Wahren, in unserm Volk dennoch siegen und den Weg durch Nacht zum Licht finden wird.

XII.

Theodor von Schön.



Theodor von Schoen.

Theodor von Schön

1773–1856.

Von Professor Dr. H. Rothfels, Königsberg.

Von dem schlichten Grab Theodor von Schöns auf dem Arnauer Uferrand sieht man in Nähe und Ferne zugleich: Nebenan, dem Boden eng verwachsen, die Pfarrkirche der Ordenszeit, umsponnen vom geheimnisvollen Zauber der Jahrhunderte. Und an ihr vorbei der Blick ins Weite, in die Ebene hinaus mit ihren klaren Linien und lichten Farben. — Auch der Mann, der hier seine Ruhestätte gefunden hat, gehörte im tätigen Leben diesen beiden Welten an. Er war im engsten Heimatbezirk verwurzelt und lebte dessen geschichtliche Ueberlieferungen innerlichst mit. Die Marienburg verdankt Theodor von Schön nicht zum wenigsten ihre Wiederherstellung. Im Saal des Arnauer Gutshauses hingen die Bilder von Kopernikus und Simon Dach, von Herder und Kant. Und draußen zeugen noch heute die Baumriesen des Parks von dem Grundgefühl des bodenständigen Mannes, der über die eigene Existenz hinaus, in der Kette der Generationen lebend, pflanzen will. Aber diese Hingabe an Heimat, Geschichte und Natur war frei vou aller Romantik, frei von allem Triebhaft-Unbewußten, wie es etwa aus der Baumliebe Bismarcks spricht. Schön suchte nicht das Dunkel der Wälder, das den Einzelnen im Schoß des Ewigen birgt, das Handeln ans geschichtlichem Bewußtsein heraus hat er als eitlen „Notizenkram" mit Schärfe verworfen. Was er für sich und den Staat forderte, waren „Ideen", weite Perspektiven, klare Grundsätze, eine feste Ausrichtung nach

unbedingten Zielpunkten hin. Während die Ostpreußen Hamann und Herder ihre tiefen Schächte in das Reich des Irrationalen trieben, ist Schön in einem anderen Sinne Repräsentant seiner Heimat geworden, er hat die Philosophie und der Volkswirtschaftslehre der „praktischen Vernunft", das Vertrauen auf die sittliche Kraft der Persönlichkeit in das staatliche Leben, in dem Kampf um äußere und innere Freiheit hinein vermittelt. Als Patriot in den Jahren der Reform und der Erhebung als Oberpräsident in zwei und einhalb Jahrzehnten einer Verwaltungspraxis großen Stils, und endlich als politischer Frondeur — immer fiel es ihm zu, die Fackel weiter zu geben, deren Licht am Ausgang des aufgeklärten Säkulums in Ostpreußen entzündet worden war.

Ein halber Knabe noch, trat Schön in diese geistige Welt ein. Wenn man von der Langsamkeit des ostdeutschen Menschen zu sprechen pflegt, so brach er jedenfalls aus der vermeintlichen Regel aus. 1773 auf der preußischen Domäne Schreitlauken geboren, bezog er als Fünfzehnjähriger — im Erscheinungsjahr der „Kritik der praktischen Vernunft" — die Albertina. Mit Kant war schon der Vater, der Amtsrat Schön, befreundet gewesen, auf den Sohn machten jetzt die strenge Zucht des autonomen Denkens und der vorgelebte Primat des Willens unauslöschlichen Eindruck. Das große allgemeingültige Programm: Du mußt, weil du sollst, wurde, so hat es Schön selbst bezeugt, „mit Flammenschrift in den Charakter aufgenommen". Sehr nahe schlossen sich dem die Wirkungen an, die von dem Schüler Kants, dem anderen großen Mann der Albertina, Christian Jakob Kraus ausgingen. Wie Kant mit der Idee doch die Erfahrung zusammengebunden hatte, so erhob sich Kraus von den besonderen Voraussetzungen der wirtschaftlich-sozialen Lage

Ostpreußens zur Strenge des Prinzips, das Adam Smith und die englische Freihandelslehre verkündeten. Weit mehr als die gewöhnlichen Impulse der Aufklärung traten damals an die Königsberger Studenten, an die Beamten und Offiziere, die mit ihnen auf den Bänken der Hörsäle saßen, heran: Es war ein Geist des tatkräftigen Rationalismus, der lebensgestaltend bis ins Innere drang, nicht ohne Berührung mit dem friderizianischen Staats- und Pflichtgedanken, aber in allem wesentlichen doch die Kraft des Einzelnen gegen jedes äußere Zwangssystem aufrufend. Man würde in der Art, wie Schön sich diese Welt zu eigen machte, unschwer starke persönliche und landschaftliche Züge seines Charakters aufweisen können. Was ihn für immer gewann, war über alles Intellektuelle hinaus das Unbedingte und Apriorische der Forderung; er hat sich zeitlebens, so sehr er der Mann der Praxis und der Verwaltung war, als ein Fürsprecher der Ideen gegen die „gemeine" Wirklichkeit gefühlt.

Es zeugt für den pädagogischen Blick des ostpreußischen Kammerpräsidenten von Schrötter, daß er diesem „Ueberflieger Geist" vor dem Referendarexamen ein Jahr Domänenarbeit auferlegte, damit er wisse, „wie der Schulze ein Dorf in Ordnung hält, und wie man gut ackern und säen muß". Es folgten die üblichen Lehrjahre in der „Zivilbaukünst" der Kriegs- und Domänenkammer, darnach das zweite Examen. Schon jetzt muß der Eindruck des jungen Verwaltungsbeamten ein ungewöhnlicher gewesen sein. So erhielt Schön 1796 außerhalb aller Norm Erlaubnis und Auftrag zu einer Art staatsmännischer „Bildungsreise", die ihn durch wirtschaftlich wichtige Teile des „Reiches" und dann 1798 nach England führte. Seit langem gingen von hier, dem Handelswege folgend, durch gewisse Gemeinsamkeiten der

sozialen Struktur angeregt, starke Wirkungen nach Ostpreußen hinüber. Emsiger noch als sonst auf dem Kontinent blickte man in Königsberg nach dem gelobten Land der Freiheit jenseits des Kanals. Schön hat später versichert, in England erst sei er zum „Staatsmann" geworden. Und in der Tat zeigen seine ausführlichen Reiseberichte, wie er alle Erfahrungen, die ihm zugänglich waren, auszuschöpfen strebte. Zum Empiriker ist er darüber nicht geworden. Vielmehr war es ihm das wichtigste, daß die Anschauungswelt und die Erfolge einer von staatlicher Bevormundung befreiten „Gesellschaft" mit ihren fließenden Grenzen, ihrer Selbständigkeit und Fülle der individuellen Charaktere, daß die Verbindung von aristokratischer Tradition und bürgerlichem Fortschritt, daß die englische Dichtung von dem „Menschen" ihn selbst in den Kategorien seines Denkens bestätigte und vollends fest machte.

Das also war der spezifische Begriff des „Staatsmanns", den Schön als sein Eigenstes in die heroische Zeit der Reform und der Erhebung hineintragen konnte: eine unverrückbare Festigkeit der Prinzipien, die in einem Kreise bedeutender, eigenwilliger Naturen oft verletzend, immer aber als starker Motor gewirkt hat. Bekanntlich ist über den Anteil Schöns an den entscheidenden Vorgänger dieser Jahre später ein heftiger Streit entbrannt, er selbst in erster Linie hat ihn entfesselt. Von allen Aufgaben, die sein reiches Leben ihm stellte, lag die des Geschichtsschreibers dem leidenschaftlichen und starren Charakter Schöns ohne Frage am wenigsten. Und so haben seine hinterlassenen „Papiere" die Linien der Ueberlieferung zunächst mehr verwirrt als geklärt. Heute spricht über die Gegensätze der Individualitäten sowie der Interessen von Provinz und Staat hinweg das Schöpferische der

Epoche uns als eine so gewaltig-sinnvolle Einheit an, daß man die Rolle Schöns in ihr ruhiger abzugrenzen vermag.

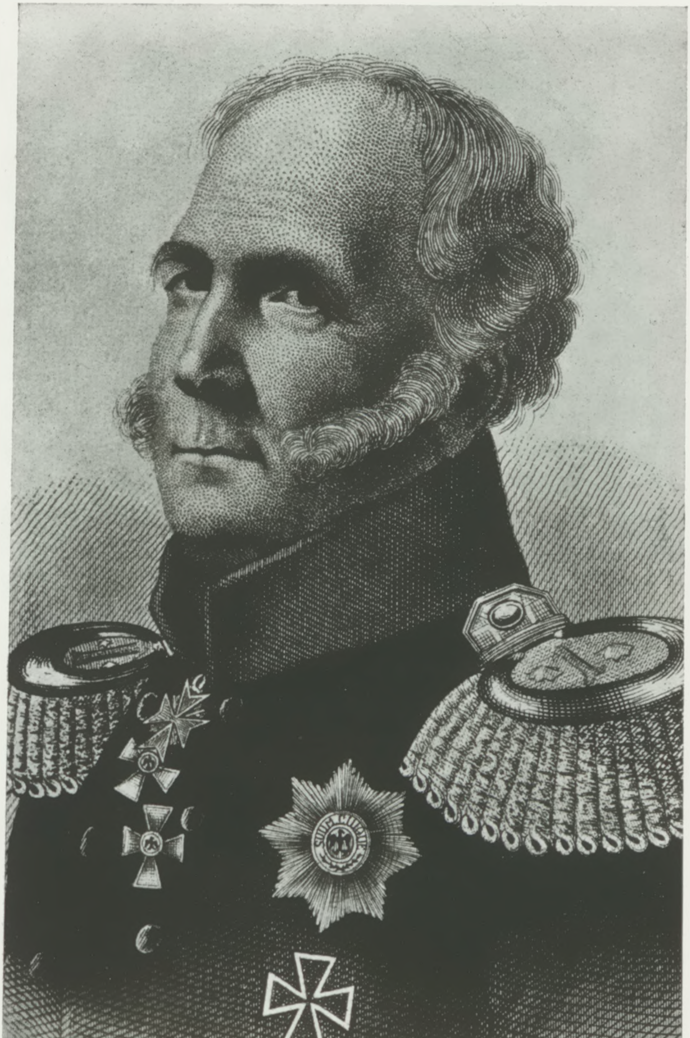
Schon an den Reformversuchen vor der Katastrophe nahm Schön lebhaften Anteil. Er gehörte seit 1800 dem Generaldirektorium in Berlin an, insbesondere seit 1802 der Gesetzkommission, die an die friderizianische Wirtschafts- und Sozialpolitik die bessernde Hand zu legen begann. Nach dem Zusammenbruch ist er dann Mitglied der berühmten Immediatkommission gewesen, die im Juli 1807 eingesetzt wurde, um noch vor der Ankunft des Freiherrn vom Stein das große Reformwerk zu beginnen. Gleich dem ersten entscheidenden Akt hat Schön die Grundlage geliefert: Anfang August 1807 verfaßte er das vorbereitende Gutachten für das Edikt der Bauernbefreiung. Während er in Memel daran schrieb, verfiel seine Frau in Königsberg tödlicher Krankheit: Mit schwerstem persönlichem Opfer hat Schön gleichsam die Strenge der Grundsätze besiegeln müssen, die er selbst in das Edikt hineintrug. — Stein akzeptierte sie, und doch zeigen zugleich gewisse Abweichungen, was ihn von dem „Ostpreußen" schied: Der Minister setzte die Ausdehnung des Edikts auf das Gebiet der ganzen Monarchie durch, und er behielt einen Rest des friderizianischen Bauernschutzes bei. Wohl ist auch Schön ein erklärter Freund des Bauernstandes gewesen, aber er wollte ihn nicht auf staatlichen Schutz, sondern auf das freie Spiel der Kräfte anweisen. Der prinzipielle Gegensatz beider Männer deutet hier sofort sich an. Sehr bezeichnend hat Schön später von Stein geurteilt, er habe zu sehr nach „Beispielen" und zu wenig nach „Ideen" gehandelt. Steins Reformgedanken wurzelten in tiefem geschichtlichen Erdreich und wollten organisch Glied an Glied fügen, kein anderer Mann war so geeignet, sie vorzustoßen und zum System zu runden

wie der Ostpreuße Schön. Und so ist es ihm zugefallen, beim plötzlichen Sturz Steins das „Glaubensbekenntnis" der Epoche zu schreiben, das sogenannte „Steinsche Testament" von 1808. Was Schön hier als Vermächtnis des Ministers skizzierte, widersprach zwar nicht dessen Meinung, es konnte von ihm durchaus anerkannt werden, und doch stand eine „innere Richtung" dahinter, die dem ethischen Erziehungswillen Steins ganz fern lag: Die Forderung des modernen Rechtsstaates, der Gesellschaft freier Staatsbürger. Oder wie es das Testament mit triumphierender Vorwegnahme verkündete: „Der unerschütterliche Pfeiler jeden Thrones, der Wille freier Menschen ist gegründet."

In den beiden Ministerien, die auf Stein folgten, hat Schön trotz mehrfacher Anläufe eine leitende Stellung nicht erlangt. Auf eigenen Antrag wurde er 1809 Regierungspräsident von Gumbinnen. Im Verkehr mit den durchziehenden französischen Truppen konnte er hier bewähren, was ein Mann von Rückgrat auch unter ungünstigsten äußeren Umständen zu leisten vermag. Seine Leidenschaft barg sich in „kalten Formen", in einer starren Rechtlichkeit, die ihn zwischen Auflehnung und Nachgeben kerzengerade hindurchsteuern ließ. So zeigen ihn vollends dann die viel berufenen Königsberger Vorgänge vom Januar und Februar 1813. Schön konnte den Anspruch autonomer Selbstbestimmung, mit dem die ostpreußischen Stände auftraten, als Geist von seinem Geist empfinden, er half mit, die weitergehenden Forderungen Steins wie der Russen abzuwehren und zugleich doch die militärischen Formen zu schaffen, in die dann die volleren und allgemeineren Impulse der Freiheitskriege hineinströmten.

XIII.

Hermann von Boyen.



Hermann von Boyen.

Hermann von Boyen

1771–1848.

Von Werner.

„Ich bin stolz darauf, in Ostpreußen geboren zu sein" — so schrieb Boyen einst mit 62 Jahren. Creuzburg war sein Geburtsort. Mit dreizehn Jahren stand er im Infanterie-Regiment von Anhalt in Königsberg und saß dort, siebzehnjährig, bereits zu Füßen Kants. Schon als Kompagniechef beschäftigte ihn der Gedanke einer allgemeinen Wehrpflicht, deren Schöpfer er in Preußen werden sollte. Er erwartete von ihr eine gegenseitige Durchdringung von Volk und Heer, die den Staat unüberwindlich macht. Inzwischen aber sollte Preußen noch einen tiefen Fall tun.

Bei Jena verwundet und gefangen, lernt er in Weimar Goethe, Herder und Wieland kennen, reist, kaum genesen, im Frühjahr 1807 als „Gärtnergeselle Hermann Beyer" durch das vom Feind besetzte Land auf den Kriegsschauplatz östlich der Weichsel und tat als Stabskapitän im Generalstab wieder Dienst. Er wurde Mitglied der „Reformpartei", die der Gefahr der völligen Vernichtung Preußens in einem neuen Kampfe ins Auge sah, aber dennoch und um so mehr sich darauf rüstete. Der in ihr wohnende Geist, der den „Körper bald verzehrte", gab ihr die Zuversicht. In die Militärreorganisationskommission unter Scharnhorst berufen, vertrat und erreichte er Vorschriften für Offizier und Mann, in denen u. a., statt übertriebener Strenge, an das Ehrgefühl appelliert worden ist und Vorrechte des Adels in der Armee abgeschafft wurden. Der Gesetzentwurf vom Dezember 1808 enthielt

schon die Verpflichtung aller Diensttauglichen „ohne jede Exemtion", wurde aber vor dem Freiheitsjahr 1813 noch nicht genehmigt. Dem allgemeinen Streben nach sittlicher Erneuerung entsprang 1808 der Königsberger Tugendbund von Offizieren, Beamten und Gelehrten, dem auch Boyen beitrat, und der das Volk für den bevorstehenden Befreiungskampf erziehen wollte. Als aber der König sich für ein Bündnis mit Napoleon entschieden hatte, nahm Boyen seinen Abschied (11. 3. 1812) und ging nach Rußland. So schied „fast der erste an Kraft und Geist in der preußischen Armee" aus, wie man dem schon am Zarenhofe weilenden Freiherrn vom Stein von ihm geschrieben hatte. Im großen Jahre 1813 war Boyen Chef des Generalstabes beim Bülowschen (3.) Korps. Großbeeren, Dennewitz, Leipzig, wo er auch die ostpreußische Landwehr tapfer fechten sah, bezeichnen seine Bahn, und auch in Frankreich ist sein Name mit allen Großtaten des 3. Korps eng verknüpft. Aber seine größte Stärke konnte sich doch erst entfalten, als es galt, den Geist der Freiheitskriege in dauernden Formen festzuhalten. Dies gelang dem General als Kriegsminister. In seinem Wehrgesetze vom 3. September 1814 regelte er endgültig und in glücklichster Weise die Wehrpflicht. Es war eine bahnbrechende Tat für Preußen und schließlich für ganz Deutschland und Boyens größte historische Leistung. Denn ohne sie ist der Aufstieg unseres Vaterlandes in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nicht denkbar. (Wird es im 20. Jahrhundert anders sein?) Wenn auf lange hinaus kein Staat in Europa es wagte, Boyen auf diesem Wege zu folgen, so leuchtet seine Tat nur um so heller auf, und wir wissen, daß, ein volles Jahrhundert später, ohne seine Nachahmung in England die Entente längst verloren gewesen wäre.

Der Grundzug des Boyenschen Wehrgesetzes war, daß alles waffenfähig sei, die stehende Armee mit dreijähriger Dienstzeit zwar nicht groß, daß aber die Landwehr, in zwei Aufgebote zerfallend, noch die 35jährigen zu umfassen hatte. Das 1. Aufgebot konnte jeden Augenblick das stehende Heer verstärken, während das 2. Aufgebot in der Regel für Besatzungen bestimmt war.

Das Beste zur Annahme und Durchführung des Gesetzes tat allerdings der gute vaterländische Geist, der vom Freiheitskampfe her noch lebendig war. Noch ehe er „verduftet", ihn meisterlich in Gesetzesform gebracht zu haben, ist Boyens unsterbliches Verdienst.

Von Einzelheiten ist die Einjährigen-Dienstpflicht hervorzuheben, die bei einem gewissen Bildungsgrad und bei selbstgestellter Bekleidung und Bewaffnung zugebilligt wurde. Charakteristisch war Boyens allerdings vergebliches Bestreben, entgegen dem Wunsche des Königs, die Garden nicht besonders aus dem allgemeinen Rahmen des Heeres hervorzuheben; denn jeder Bürger und jeder Soldat sollten dem Staate und seinem Oberhaupte gleich nahestehen. Vielleicht, daß schon von diesen und ähnlichen Punkten die späteren Intrigen ihren ersten Ausgang nahmen, die Boyen der Hofpartei als „verdächtigen Kriegsminister" erscheinen ließen.

Von weiteren Neuordnungen ist die Einteilung der Monarchie in sieben Generalkommandos zu erwähnen, und 1818 entstand der Name „Division" für die aus zwei Infanterie- und zwei Kavallerie-Regimentern bestehende „Truppenbrigade".

Die gesetzliche Einführung der allgemeinen Dienstpflicht, die natürlich nicht ganz ohne Widerstände vonstatten ging, offenbarte bald einen inneren Widerspruch zu ihrem Grundgedanken: der Gleichheit aller vor dem Gesetz. Denn in der Praxis verbot es schon damals der Ueberfluß

an Mannschaften, alle Wehrpflichtigen nun auch wirklich heranzuziehen. Wie noch bis vor dem Weltkriege, sollte daher das Los entscheiden.

Die schwierigste Frage der ganzen Heeresorganisation war das Verhältnis, in dem Linie und Landwehr zueinander stehen sollten. Boyen, der es harmonisch gestalten wollte, hatte hier heftig zu kämpfen. Sein „ostpreußischer Kopf", der dabei warm und begeistert zugleich und systematisch ordnend wirken konnte, kam ihm auch hier vortrefflich zustatten. Er wollte beide Einrichtungen nebeneinander bestehen lassen, weder das stehende Heer zur Miliz machen, noch die Landwehr in ihm ansgehen lassen. So sah die Landwehrordnung vom 21. November 1815 keine Gliederung nach rein militärischen Gesichtspunkten vor, sondern es sollte der enge Zusammenhang mit dem Leben der Gemeinde, Kreis und Provinz gewahrt bleiben, wie die ursprünglichste Aufstellung der Landwehr ja auch seinerzeit den Provinzialständen übertragen, oder, wie in Ostpreußen, von ihnen selbst ausgegangen war. Sie wurde, wie es in der Linie der Fall war, in Regimenter und Bataillone, aber mit ganz schwachen Stämmen eingeteilt — es war ein Vorläufer der späteren Landwehrbezirkskommandos, wenn auch noch in anderer Form.

Aber der Geist der Linie und der der Landwehr harmonierten nicht miteinander, die Landwehrübungen wurden von der Bevölkerung schwerer empfunden, als man angenommen hatte; soziale und politische Probleme tauchten auf. Wie in unsern Tagen das Reichsschatzamt unter Wermuth, so stemmte sich der damalige Finanzminister von Bülow gegen Boyens Forderungen für das Heer. Während aber Boyen schließlich sein Amt zur Verfügung stellte und abging (— um dereinst wiedergerufen zu werden! —), haben sich die preußischen Kriegsminister im Dezennium vor dem Weltkriege vor den Bedenken des

Reichsschatzamts gebeugt. Zu den ostpreußischen Köpfen gehörten sie eben nicht. Die Gegner Boyens wollten mehr oder weniger die alte Ordnung, aber auf Kosten der kriegerischen und politischen Leistungsfähigkeit des Landes, wiederherstellen und durch Erleichterung der Militärlasten das aristokratische Uebergewicht in Staat und Heer wiedererkaufen. Die reaktionäre Hofpartei blieb schließlich Sieger. Boyen verließ das Kriegsministerium im Jahre 1820. Er hatte sich als Minister nicht bloß als gehorsamer Diener seines Herrn, sondern als Staatsmann von eigener Ueberzeugung und eigener Verantwortung gefühlt. Wir sehen, wieviel noch seine spätesten Nachfolger von ihm lernen konnten.

Im Jahre 1840, also nach 20 Jahren, kehrte Boyen, von Friedrich Wilhelm IV. alsbald gerufen, in sein Amt zurück; nicht zur Freude der Hof- und Militärpartei. Die allgemeine Wehrpflicht hatte sich eingelebt nnd sich nach dem Wort des damaligen Prinzen Wilhelm (später Wilhelm I.) immer mehr als „eine der grandiosesten Schöpfungen" erwiesen. Nun ging Boyen weiter, indem er unter anderem eine allgemeine militärische Jugenderziehung befürwortete, Examina für Stabsoffizierkandidaten und andere Neuerungen forderte — ohne durchzudringen. Seine hervorragendste Tat aus jener Zeit war die Einführung eines gezogenen Hinterladers, des Zündnadelgewehrs von Dreyse. Aber für den Osten insbesondere war der Beginn der Befestigung von Königsberg (1843), als einem Teil seines großen Befestignngsplanes, wichtig, durch deu die östlichen Provinzen endlich den lang entbehrten Schutz erhalten sollten. Ihm diente auch die Sperre des Engpasses zwischen den Masnrischen Seen bei Lötzen, die Boyen schon so frühzeitig am Herzen gelegen hatte. Am 4. September 1844 legte er selbst den Grundstein dazu, und 1846 gab dann der König

der Gesamtbefestigung den Namen: Feste Boyen. Von den sechs Bastionen wurden drei nach seinen Vornamen Hermann, Leopold und Ludwig, die drei andern nach den Worten aus einem Preußenlied: „Recht, Licht und Schwert" genannt. Seit dem Anfang des Weltkrieges weiß es in Ostpreußen jeder Junge, was die Feste Boyen uns wert war, und daß später Hindenbnrg dort lange Zeit sein Hauptquartier hatte.

Als die Gegensätze im Staatsministerium, vor allem auf innerpolitischem Gebiet, allzugroß geworden waren, schied Boyen, 1847, zum zweiten Male aus. Wenige Monate später verstarb er. Sein Grab befindet sich zu Füßen der Scharnhorstschen Ruhestätte auf dem Berliner Invalidenfriedhof. Sein ewiges Verdienst bleibt es, den Geist der Scharnhorstschen Reformen lebendig erhalten und die preußische Nation mit dem Geist der allgemeinen Wehrpflicht durchdrungen zu haben. So hat er den ganzen Volkscharakter gewandelt und dadurch auch der Politik Bismarcks vorgearbeitet, der ohne den Erziehungsprozeß der allgemeinen Wehrpflicht nicht hätte seine Kriege führen können. Er war sich dessen auch vollkommen bewußt, und „die Scharnhorst-Boyensche Idee der Ausbildung jedes Waffenfähigen, die bei uns verlassen worden war", spielte noch bei seinem Abgang 1890, wie er selbst erzählt (Ged. und Erinnerungen, III. S. 78), eine wichtige Rolle. Der Kriegsminister von Verdy hatte im Ministerrat die Durchführung als unabweislich verfochten. Bismarck wollte sich in Uebereinstimmung mit dem Kaiser dafür einsetzen. Da ließ der Kaiser sie fallen, weil dadurch Bismarcks Entlassung, die für ihn beschlossene Sache war, aufgehalten worden wäre. Hätten wir Boyens Schöpfung zu neuem Leben verholfen, dann hätten es unsere Feinde, im Anblick des ganzen Volkes in Waffen, zum Weltkrieg überhaupt nicht kommen lassen.

XIV.

Alexander
Graf zu Dohna-Schlobitten.



Friedrich Ferdinand Alexander,
Reichsburggraf und Graf zu Dohna-Schlobitten.

Alexander Graf zu Dohna-Schlobitten

1771–1831.

Von Werner.

Graf Alexander entstamme jenem alten, protestantischen Heldengeschlechte, von dem das ostpreußische Sprichwort sagt: gut wie ein Dohna. Von 1808 bis 1810 war er Minister des Innern gewesen und hatte bei seinem Ausscheiden noch geglaubt, seiuen Landsleuten die Fähigkeit zu koustitutionellem Leben absprechen zu sollen. Diese Meinung wandelte sich aber im Freiheitsjahr. Am 8. Januar 1813 traf der Geueral von York in Königsberg ein. Der dortige Landtag trat zusammen; am 5. Februar begannen seine Verhandlungen. Der Führer des Adels war Graf Alexander, während an der Spitze der Bürgerlichen der Königsberger Oberbürgermeister Heidemann stand. Es galt, die Volksbewaffnung wider Napoleon zu organisieren. Es wurde über eine Landwehrverordnung beraten, die General York vorgelegt hatte, die aber nicht viel anders war, als was Graf Dohna verfaßt hatte, und an der auch der iu Königsberg anwesende Oberst v. Clausewitz nicht uubeteiligt war. 20 000 Landwehren und 10 000 Reserven sollten errichtet werden und wurden errichtet, und zwar auf Kosten der Provinzen Ost- und Westpreußen und Litauen.

Am 7. Februar hielt Graf Dohna seine denkwürdige Rede, mit der er die ganze Versammlung zur Begeisterung hinriß, und am Tage darauf wurde eine Generalkommission, und zu ihrem Präsidenten Graf Alexander gewählt; ihre Aufgabe war es, alle weiteren Maßnahmen zu erledigen. Dohna war aber auch der geistige Mittelpunkt der Kommission und wurde recht eigentlich der Schöpfer dessen,

was gebildet wurde. Die Aufgaben waren ungeheuer, neu und vielseitig. Selbst die ehemaligen Offiziere waren skeptisch und Heidemann nicht unbesorgt. Aber — so heißt es in einem alten Tagebuch — Dohna parait etre seul entousierte pour la landwehr. Il dirige et decide tout seul. (Dohna scheint einzig und allein für die Landwehr interessiert. Er dirigiert und entscheidet alles.) Aber dort wird er auch als formgewandter Mann gerühmt, der alle Gegensätze zu überbrücken verstand. Er war auch der erste, der selbst als Gemeiner in die Landwehr eintrat.

Indessen hatte sein Bruder, Graf Ludwig, dem König die Beschlüsse der Altpreußen zur Genehmigung nach Breslau überbracht. Sie wurden dort dem weitergehenden, für das ganze Land geltenden Landwehrplan Scharnhorsts angepaßt, dem die Ostpreußen im übrigen eigenmächtig dieselben Gedanken vorausgenommen hatten. So mußten sie z. B. ihre Landwehr nun auch zum Dienste außerhalb der Provinz verpflichten, während sie sich anfangs nur zur unmittelbaren Verteidigung des Landes östlich der Weichsel bestimmt hatten.

Während des Frühjahrsfeldzuges konnte die Landwehr nur notdürftig ausgebildet werden. Aber im Juli, nach Ablauf des Waffenstillstandes von Poischwitz (4. 6. 1813), rückte sie in größeren Massen ins Feld. Die Linie bildete noch den festen Kern des Heeres, aber in Yorks Korps überwog doch allmählich die Landwehr mit 24 unter 45 Bataillonen. Als sie die natürlichen Untugenden, die allen ungeschulten Truppen anhaften, überwunden hatten, waren sie nicht mehr das von Napoleon anfangs bespöttelte „Gewölk schlechter Infanterie". Sie waren kriegstüchtig geworden, wenn auch nur so, daß sie stets unverhältnismäßig hohe Verluste erlitten; sie zu ertragen, befähigte sie anderseits allein der sittliche Schwung, dem sie ihre Entstehung,

zumal in Ostpreußen, verdankten, und der auch ihren ersten Gemeinen, den Minister Grafen Dohna, beseelte, als er sie schuf. Von ihm schrieb kein Geringerer als Boyen im Jahre 1833: „. . . Desto höher und bewundernswerter steht der verewigte Minister Graf Dohna da, wenn man berücksichtigt, daß er seinen Entschluß zum Aufgebot einer Landwehr in jenem Augenblick aussprach, in dem zwei feindliche Heere im Lande standen und das Schicksal desselben unentschieden war, indem er in diesem Verhältnis zur Verteidigung des entfernten Monarchen und seiner Krone aufrief, setzte er ebenso seine Person als das Erbe seiner Ahnen aufs Spiel; er entwickelte hier die Größe eines Helden, und sein Beispiel verdient, von den Vätern aller kommenden Geschlechter fortdauernd ihren Söhnen gezeigt zu werden, damit solche hohe, durch kein persönliches Interesse erzeugte Tugend immer ein Gegenstand allgemeiner Nacheiferung bleibe."

XV.

Reichsgraf Carl Lehndorff-Steinort.



Reichsgraf Carl Lehndorff-Steinort.

Reichsgraf Carl Lehndorff-Steinort

1770–1854.

Von Werner.

Nach der Vorlage an den Landtag sollte die Landwehr von 1813 eigentlich nur aus Fußvolk bestehen; aber es war doch auch schon ins Auge gefaßt, daß „aus den Fleischergewerken aller Städte indes auch eine allerdings nicht überflüssige Kavallerie formiert werden könne". Tatsächlich erging dann am 8. Februar 1813 eine „Aufforderung" Yorks an den Landtag wegen Errichtung eines „Corps preußischer Nationalcavallerie". Die Urheberschaft dieses Gedankens wird aber wohl mit Recht dem Reichsgrafen Carl Lehndorff-Steinort zugeschrieben.

Der Graf war 1770 im damaligen Lehndorffschen Hause am Roßgärter Markt geboren. Als 1807 die Trümmer der preußischen Armee vor der Napoleonischen zurückwichen, gehörte er dem in Neuostpreußen stehenden 13. Dragonerregiment als Offizier an. Von seiner ritterlichen Gesinnung haben wir schon aus jener Zeit ein Beispiel. In einem Gefecht bei Pr.-Holland (19. 1. 1807) machte er einen französischen Husarenoffizier, der verwundet war, zum Gefangenen, empfahl ihn aber zugleich der Pflege seiner eigenen Eltern in Königsberg: es war Leutnant von Türkheim, der Sohn von Goethes Lili, geb. Schönemann, aus Frankfurt a. M. Bald danach geriet der Graf selbst verwundet in französische Gefangenschaft, erlangte indessen im Sommer die Freiheit wieder, um dann bei der erzwungenen Auflösung von Truppenteilen hochherzig zugunsten anderer auf Weiterverwendung in der Armee zu verzichten. Die folgenden Jahre lebte er auf Steinort am

Mauersee, sah mit Sorge und Scham den Niedergang des Vaterlandes, war aber stets darauf bedacht, Masurens Mittel und Kräfte zu sammeln und für die Stunde der Entscheidung bereit zu halten. Diese hat er sogar mit herbeiführen helfen durch seine bisher wenig bekannte Teilnahme am Abschluß der Konvention von Tauroggen, wo er im Mittelpunkt der wichtigsten Ereignisse gestanden hat. Der Anblick des französischen Flüchtlingsstromes, der sich sogar über den gefrorenen Mauersee ergoß, hatte im Dezember 1812 in ihm den Gedanken gefestigt: jetzt oder nie! Da berief der Präsident der litauischen Regierung von Schön ihn, den „bedeutendsten Grundbesitzer der Provinz, der auch militärische Ereignisse beurteilen konnte", zu sich nach Gumbinnen. Gegen Ende Dezember galt es, den General von Yorck von der Stimmung in Ostpreußen und von der günstigen politischen Gesamtlage in Kenntnis zu setzen, die auf Trennung von den Franzosen hinwies, um dadurch nicht nur sein Armeekorps, sondern auch die Landesteile östlich der Weichsel dem König zu erhalten und die große Wendung herbeizuführen. Graf Lehndorff bewährte sich als zuverlässigster und tüchtigster Gehilfe. Er ritt bei schlechter Witterung auf tiefverschneiten Wegen ins Ungewisse. Auf unvergleichlichem Pferde (ein und demselben) kam er so rechtzeitig an, daß er am 29. abends bei Yorck eintraf und er noch selbst die Worte von ihm hörte: „Ihr habt gut reden, ihr jungen Leute, mir Altem aber wackelt der Kopf auf den Schultern." Hatte er doch gerade den bekannten Zettel des ihm vorgesetzten französischen Generals Macdonald mit der berühmten Weisung erhalten: Le General Yorck est attendu avec impatience a Tilsit. (Der General Yorck wird mit Ungeduld in Tilsit erwartet.) Schlug er sich durch die Russen durch, dann hätte er mit seiner Truppenmacht die Franzosen instandgesetzt, dem durch

die winterlichen Verfolgungskämpfe sehr geschwächten russischen Heere gegenüber Ostpreußen zu behaupten. Nicht genug damit! Am selben Tage war einer Nachricht vom König zu entnehmen, daß er ihn nicht von irgendeiner eigenen Verantwortung zu entlasten gedächte. Seine schwierige Lage verbot es ihm. Yorck stand in schweren Zweifeln. Da erschien zur rechten Zeit Graf Lehndorff und brachte ihm sichere und unmittelbare Kunde darüber, wie seine Trennung von den Franzosen im Vaterlande aufgenommen würde. Er schlug die letzten Bedenken nieder und am anderen Tage, dem 30. Dezember 1812, mittags vollzog er schriftlich die Konvention in der Poszernner Mühle. So stellt sich uns der Anteil des Grafen Lehndorff an jenem Wendepunkt der Geschichte dar.

Am gleichen Tage wirkte der Graf noch einmal verdienstlich und entscheidend. Yorck sandte ihn nach Tilsit zum schwachen General von Massenbach, der über Yorcks Befehl, sich nun gleichfalls von den Franzosen zu trennen, völlig den Kopf verloren hatte. Graf Lehndorff übernahm es, ihn zu stützen und einen diplomatischen Brief an Macdonald zu verfassen, in dem Massenbach seine Trennung von ihm erklärte.

Nach solcher geschichtlich bedeutsamen Tätigkeit hatte Graf Carl am 19. Januar im Auftrage des Präsidenten von Schön den Zaren Alexander in Lyck zu begrüßen, als er zum ersten Male wieder preußisches Gebiet betrat, und es galt, in dieser veränderten Lage die richtigen Worte zu finden. Dann brach die Zeit an, in der der Graf seinen Namen mit den unvergeßlichen Entschließungen des ostpreußischen Landtages unzertrennlich machte.

Es war nur natürlich, daß unserem Helden als dem Vater des Gedankens und dem Berufensten die Organisation des Ostpreußischen National-Cavallerie-Regiments

vom Landtage offiziell übertragen wurde. Lehndorffs Gedanke zündete allerorten und entfesselte einen wahren Begeisterungssturm bei hoch und niedrig. Von allen Seiten eilte die Jugend des Landes herbei, und schon innerhalb weniger Wochen waren die Reihen des Regiments gefüllt. Unter den Mannschaften fanden sich nicht weniger als 31 Söhne adliger Häuser der Provinz und auch ein Sohn des Oberbürgermeisters Heidemann. Von der gewählten Bekleidung gibt uns noch eine Litewka einen Begriff, die als einziges Exemplar noch heute im Prussiamuseum zu Königsberg aufbewahrt wird. Die erste Bewaffnung bestand aus Lanze und Säbel. Daß ein eigenes Pferd mitgebracht wurde, war die Regel. Die Sammelplätze waren Königsberg (unter Lehndorff selbst), Insterburg, Angerburg, Riesenburg und später auch Braunsberg. Die Aufstellung und erste Ausrüstung des Regiments, die Ende März durchaus gesichert war, hatte dem König nichts gekostet, und so war seines Schöpfers ursprünglicher Gedanke zu seiner lautersten Freude vollkommen in die Tat umgesetzt. Am 25. März scheint er offiziell zum Kommandeur des Regiments ernannt worden zu sein. Vier Tage darauf gestaltete er die Vereidigung in der Löbenichtschen Kirche zu einer Feierlichkeit, die die ganze Stadt auf das tiefste bewegte, und als am 3. Mai endlich der Graf seine neue zum Yorkschen Korps bestimmte Truppe ins Feld führte, „war in den Straßen wenig Geräusch, mehr eine heilige Stille, trotz der Menschenmenge".

Am 11. August stand das Regiment als das wahre Opfer der Liebe und Treue Ostpreußens am Zobtenberge in Schlesien in Parade vor seinem König. Ueber manche „Unegalität" sah dieser hinweg und freute sich der Truppe. Aber die vier mitgeführten Schwadronsstandarten, Geschenke von Königsberger Damen, die sie selbst gestickt

hatten, mußten verschwinden. Heute schmücken sie den Rathaussaal zu Königsberg.

An der Schlacht an der Katzbach (26. 8. 1813) nahm das Regiment schon vollen Anteil, und sein Kommandeur rühmte den Schwadronen ausgezeichnete Bravour nach; er wünschte nur, daß „künftig mehr Besonnenheit sie zu völlig erprobten Kriegern mache". Weiter ging es mit der berühmten Katzlerschen Avantgarde der Blücherschen Armee nach Leipzig. Ausgezeichnet bewährte sich auch das Pferdematerial, eine Herzensfreude für den Kommandeur und zugleich ein Zeugnis dafür, wie sicher ihn seine Erfahrung und Unermüdlichkeit bei Errichtung des Regiments geleitet haben. Seit Leipzig, wo das Regiment bei Möckern viermal und zum ersten Male ungeteilt unter Führung seines Schöpfers attackierte, blickte der Graf mit ganz besonderer Genugtuung auf sein Werk, das er selbst einmal eine „Höllenarbeit" genannt hat. Freilich blieben Unannehmlichkeiten auch jetzt nicht aus. „Ich werde von vieltausend Prätentionen meiner Landsleute für ihre Söhne buxiert, daß ich es nicht aushalten kann", schrieb er einmal im Dezember an seine Mutter. Damals wurde er in eine Vertrauensstellung an Yorks Seite berufen, und erst in Reims sah er seine Truppe wieder und hörte weiter nur Rühmliches von ihr.

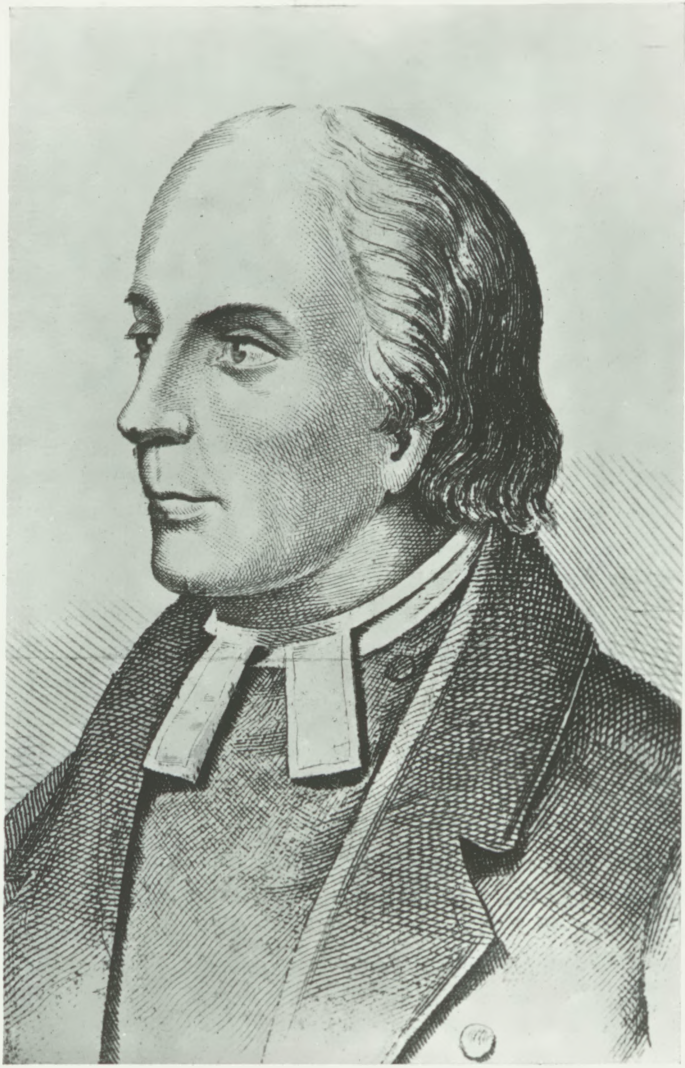
Für den Grafen ist es bezeichnend, daß man ihm die „Proposition" gemacht, zusammen mit Kommissaren aller koalierten Mächte Napoleon auf Helena zu bewachen. Er erwog es, „sich der Sonderbarkeit der Geschichte halber und, um diesen doch immer noch außerordentlichen Vogel genauer kennenzulernen, dazu zu pretieren". Im ganzen schienen es ihm aber doch verlorene Jahre, und er lehnte ab. Es ist eine eigenartige Fügung, daß er dann als Brigadekommandeur der Okkupationstruppen seine Regimenter eine Zeit-

lang auf jenem Hochplateau zwischen Mars-la-Tour und Ville-sur-Yron in straffem Exerzieren tummelte, wo am 16. August 1870 sein ältester Sohn an der Spitze des 2. Gardedragonerregiments an jener größten Attacke des ganzen Feldzuges teilnahm. So pflückte noch der späte Sohn zugleich den Lorbeer für den Vater.

Erst 1832 kehrte Graf Lehndorff nach erhaltenem Abschied als Generalleutnant endgültig in sein heimatliches Steinort zurück und blieb dort weiter ein Mann der Praxis und der Tat. Als Landwirt förderte er noch ein Vierteljahrhundert († 1854) seine Güter zum Segen seines Hauses, aber auch zum Gewinn für die Provinz. Er war der Volkstümlichsten einer des ganzen Landes geworden. Seine militärische Schöpfung lebte bis zum Ende der Kaiserzeit in zwei Kavallerieregimentern fort: das Leibgardehusarenregiment war mit drei seiner Schwadronen aus dem ostpreußischen Nationalkavallerieregiment errichtet, dessen Rest aber bei Aufstellung des Ulanenregiments Nr. 4 verwendet worden ist. Die preußischen Könige häuften auch in späteren Jahren Ehre auf Ehre auf den Grafen Carl. Wir dürfen hierin nicht zum geringsten auch die nachgeholte Belohnung für sein Verhalten vor, bei und nach der Konvention von Tauroggen erblicken, für die Friedrich Wilhelm III. — zeitgerecht — niemandem eine besondere Auszeichnung erteilte, weil er sie nicht erteilen — durfte!

XVI.

Gustav Friedrich Dinter.



Gustav Friedrich Dinter.

Gustav Friedrich Dinter

1760–1831.

Von Dr. R. Brückmann, Königsberg.

Dinter war einer der fruchtbarsten Schulmänner Ostpreußens. In den 15 Jahren seiner Königsberger Tätigkeit als Konsistorialrat, Regierungsschulrat, Professor der Theologie und Pädagogik hat er Ostpreußens Schulen mit Hunderten von Lehrerpersönlichkeiten versorgt, die mehrere Generationen hindurch einen bestimmenden Einfluß auf die Jugenderziehung in unserer Provinz ausgeübt haben. Unsere Albertina hat an der damaligen Entwickelung der deutschen Volkserziehung einen hervorragenden Anteil genommen: zwei ordentliche Professoren für Pädagogik zierten ihren Lehrkörper: Herbart ersann und versuchte die Gesetze der wissenschaftlichen Pädagogik an seiner Uebungsschule an der Universität zu erproben, Dinter führte energisch durch, was er dem Minister Altenstein bei seiner Anstellung versprach, jedem Bauernkind die beste Menschen- und Christenbildung zu verschaffen, die er ihm zu geben vermag.

Dinter kam aus Sachsen, wo er als Pfarrer in Kitscher bei Borna lerneifrige Jünglinge in sein Haus nahm, um sie zu Lehrern auszubilden. Diese Tätigkeit machte Aufsehen, so daß man ihn 1797 als Seminardirektor nach Dresden berief. Hier hat er bei sich und seinen Schülern jene Lehrweise zur Meisterschaft ausgebildet, durch die er weltberühmt wurde: die Sokratik. Dem großen Griechen folgte er, der nicht durch lange Reden, sondern in Zwiegesprächen seine Zuhörer auf der Straße, am Markt oder wo er sie sonst fand, zu der Weisheit führte,

die seinem klaren Geist eigen war. So machte es Dinter mit seinen Schülern. Er wußte ihre Gedanken durch Fragen so zu leiten, daß sie die Wahrheit selbst dabei finden konnten. Doch erkannte er auch sehr wohl die Bedeutung Pestalozzis und seiner Schüler, die, wie auch Herbart, die Anschauung für das Fundament aller Erkenntnis ansahen. In seiner klaren und kurzen Schreibweise drückt er das Verhältnis beider Lehrweisen zueinander so aus: „Pestalozzi ist König in der Unterklasse, Sokrates König in der Oberklasse. Beide Männer arbeiten dahin, sich selbst entbehrlich zu machen.“ Mit dem letzten Satz hat er schon voraussehend auf die jetzige Schulpädagogik hingewiesen, die im Selbstfinden, Selbsterarbeiten die Schüler so führen will, daß der Lehrer nur die Rolle des geistigen Geburtshelfers spielen darf.

Allein, nach einer schweren Krankheit zog er sich auf die Landpfarre nach Görlitz bei Borna zurück. Aber auch hier konnte er das Unterrichten nicht lassen. Er sammelte Kinder und junge Leute um sich und bereitete sie für das Gymnasium oder für einen Beruf vor. Da er auch Schriften über Erziehungsfragen herausgab, so wurden bald weitere Kreise auf ihn aufmerksam. In Preußen fing man an, die Stein-Hardenbergschen Gedanken auch durch die Ausgestaltung des Schulwesens zu verwirklichen. Fichte, Schleiermacher, Humboldt u. a. waren hierbei die Ratgeber des Königs und der Minister. Man berief 1809 Herbart von Göttingen an die Universität zu Königsberg und in demselben Jahre den Pestalozzischüler Zeller an das Königliche Waisenhaus daselbst, damit er hier ein Normalinstitut zur Ausbildung von Lehrern schaffen sollte. Allein Zeller war, wie sein großer Meister, voll von den größten und schönsten Gedanken, aber unfähig, sie in Taten umzusetzen. Jahrzehntelang nach ihm erzählten seine Schüler noch von den Irrungen und Uebertreibungen seiner Lehrweise. Der Zug

Napoleons nach Rußland durch Ostpreußen und Königsberg und der dann folgende Freiheitskrieg machten Zellers Tätigkeit am Waisenhaus ein jähes Ende. Wohl schickte man andere Pestalozzischüler, wie Hagenauer und Kawerau, an das Waisenhaus nach Königsberg, die ihr redlich Teil dazu beigetragen haben, diese alte Erziehungsstätte durch die Kriegswirren hindurchzubringen. Aber erst nach den Freiheitskriegen setzte wieder ein frischer Geist von neuem ein, vor allem durch die Berufung Dinters als Konsistorial- und Schulrat nach Königsberg im Jahre 1816.

Dinters Hauptarbeit bestand in der Heranbildung eines ordnungsmäßig ausgebildeten Lehrerstandes, da sehr häufig frühere Handwerker oder ausgediente Soldaten mit der „Schulhaltung" beauftragt waren. Das Waisenhaus mit dem Lehrerseminar besuchte er daher fast täglich. Er unterrichtete selbst, lobte, tadelte, wie es eben vorkam. Da er schon ein Jahr nach seiner Ankunft auch zum Professor der Theologie und der Pädagogik an der Universität ernannt wurde, so benutzte er natürlich seine Vorlesungen, um die jungen Geistlichen und Philologen zu Lehrern und Schulinspektoren auszubilden. In seinem Hause, Tuchmacherstraße 19, unterhielt er auf eigene Kosten fortgesetzt mehrere Knaben, die er zu Lehrern oder Geistlichen erzog. Dabei besaß er die hervorragende Gabe, besonders kluge Köpfe sofort herauszufinden, wozu er ja auf seinen häufigen Schulrevisionen so oft Gelegenheit fand. So war der frühere Direktor Sauter an der hiesigen höheren Töchterschule ein solcher Zögling Dinters, und Direktor Dembowski erzählt selbst in seiner „Geschichte des Königl. Waisenhauses", wie ihn als 13jährigen Landjungen Dinter in einer masurischen Dorfschule entdeckt und sofort gerufen habe: „Dembowski muß studieren!"

Dinter war ein begeisterter Jugendfreund und Jugendförderer. Die edle Begeisterung für das Gute im Menschen,

die so oft aus seinen Augen sprach, wenn er von dem redete, was seine Seele erfüllte, blieb auf keinen Zuhörer ohne nachhaltigen Eindruck. Den größten Teil seiner Einkünfte verwandte er darauf, um arme, begabte Knaben zu erziehen. Die 200 Taler, die ihm die Professur einbrachte, wurden restlos zur Unterstützung von armen Studenten angewandt. Das eben ist dieses merkwürdigen Mannes großes Verdienst, daß er in Ostpreußen und im ganzen deutschen Volke die Erziehungssorgen zu einer der ersten Staatsfragen erhob. Er hat die Lehrer und Prediger für die Jugend begeistert, hat ihnen immerfort als ihr Arbeitsziel die Aufgabe eingeschärft, auch das einfachste Bauernkind zur edlen Menschlichkeit und zum wahren, religiösen Menschentum zu erziehen.

So war er bald eine beliebte und allgemein bekannte Persönlichkeit in Stadt und Land. Wenn er im Frack und Zylinder, in Kniehosen und Stulpstiefeln mit einem Aktenstück oder einem Buch unter dem Arm durch die Straßen schritt, dann riefen Kinder und Erwachsene: „Das ist der alte Dinter!“ Nicht selten sah man ihn auch auf seinen Fußmärschen durch die Dörfer und Kleinstädte in der Provinz mit einem Strickzeug in Händen, weil er die langen Strümpfe, die er trug, sich selbst strickte.

Dinter war auch ein fleißiger Schriftsteller. Die erste Gesamtausgabe seiner Werke, von Wilhelm herausgegeben, umfaßte die stattliche Zahl von 43 Bänden. Am meisten wurde seine „Schullehrerbibel“ gelesen. Sie wurde freilich von streng kirchlicher Seite auch heftig angegriffen. Dinter kam von der Aufklärung her, suchte also auch die religiösen Wahrheiten verstandesgemäß zu ergründen und demgemäß aufs Leben anzuwenden. Ferner hatte er mehrere Werke geschrieben über die von ihm so glänzend gehandhabte Lehrweise: die Sokratik. Auch als Verfasser von Volksschriften hat er einen weiten Einfluß auf die Volksseele ausgeübt.

Wenn er am Sonntag nicht in der Löbenichtschen Kirche predigte, dann arbeitete er an seinen Werken. Am bekanntesten waren wohl seine Lebensschicksale, von ihm selbst erzählt. Das Buch war noch vor 50 Jahren fast in jedem Lehrerhause zu finden. Man liest darin ein ganzes Gewirr von Späßen, Anekdoten und lustigen Erzählungen. Aus alledem spricht aber immer seine Liebe zur Jugend und der Ernst für seine hohe Auffassung vom Erzieherberuf.

Was Dinter unserem Volke und besonders uns Ostpreußen gewesen ist, dafür nur einige Zeugnisse, die mehr seine Bedeutung dartun, als es lange Ausführungen vermögen. Das „Amtsblatt der Königlichen Preußischen Regierung zu Königsberg" bringt in Nr. 25 des Jahrganges 1831 einen langen und äußerst warm gehaltenen Nachruf, dem nur einige Sätze entnommen werden mögen: „Ein sehr bedeutender und schmerzlicher Verlust wird von den unterzeichneten Kollegien und von der Provinz betrauert, von unserem Staate und von Deutschland mitempfunden: Dinters unmittelbares Wirken hat aufgehört . . . Wie viele neue Bildungsstätten sind durch ihn eröffnet, wie viele tüchtige Lehrer dem Schulwesen gewonnen, wie viele Geistliche haben ihm einen Teil ihrer Bildung und weise Ratschläge in ihrer Amtsführung zu danken! Dem preußischen Staat war er in sehr ernster Zeit eine tiefgehende, großartige, belebende Kraft, der er eine nachhaltige und fruchtbare Richtung zu geben wußte . . . Sein Gedächtnis wird in Segen bleiben. Noch unseren Enkeln und ihren Nachkommen wird die Erde, welche sein Herz deckt, das für die Jugend des Vaterlandes, für den erhabenen Beruf so treu und warm schlug, eine heilige Stätte sein."

Als dann im Jahre 1844 die Albertina ihr Jubiläum feierte, erschien auch das Provinzialschulkollegium mit einer Abordnung, die die Glückwünsche der höchsten Schulbehörde der Provinz darbrachte. Als aber der Name Dinter gar

nicht erwähnt wurde, sagte der Rektor, Prof. Burdach, in seiner Antwort: „Seit Diuter sei die geistige Volksbildung begründet; sein Geist und seine Wirksamkeit werden nimmermehr verkannt werden." Nach einem gewaltigen Beifallssturm der Festversammlung setzte er noch hinzu: „Das ist die Stimme des Volkes, die Stimme der Wahrheit! Mit ihr sind wir alle einverstanden."

Und im Jahre 1848 tat sich eine große Anzahl von Universitätslehrern zusammen, um am 29. Februar Dinters 88. Geburtstag zu feiern. In seiner Festrede sagte Karl Rosenkranz: „Dinter verstand vom innersten Gemüt heraus sich vortrefflich auf alle Regungen der Kinderseele, lebte mit ihr in unmittelbarer Sympathie, wußte ihre Bedürfnisse im voraus zu erraten und den Sonnenschein gedeihlichen Vertrauens um sich her auszubreiten." So trifft auf diesen edlen Menschen zu, was seine Schüler und Verehrer auf seinen Grabstein setzten: „Er war ein Lehrer, der die Wahrheit suchte, die Freiheit liebte und die Liebe übte."

XVII.

Otto Nicolai, Adolf Jensen, Hermann Goetz.



Otto Nicolai.

Otto Nicolai
1810–1849.

Adolf Jensen
1837–1879.

Hermann Goetz
1840–1876.

Von Otto Besch.

Daß in einer Reihe „Ostpreußischer Köpfe" auch die Musiker nicht fehlen dürfen, versteht sich von selbst. Wir können ziemlich tief in die Jahrhunderte hinabsteigen: immer hat Musik bei uns liebende Heimat gehabt. Schon im 16. und 17. Jahrhundert gab es in Königsberg große Meister: Johann Eccard, Johann Albert und Stobäus, alle schufen — jeder in seiner Art — Neues und Bleibendes. Im 18. Jahrhundert war es Friedrich Reichardt, der als Komponist und geistvoller Schriftsteller den musikalischen Ruhm Ostpreußens zu fördern wußte. Auch auf E. T. A. Hoffmann, den Musiker, haben wir allen Grund stolz zu sein.

Am nächsten stehen uns Menschen von heute drei Meister des 19. Jahrhunderts, deren Namen weit über Ostpreußens Grenzen hinaus Klang und zum Teil Weltgeltung haben. Otto Nicolai schuf das Werk, das wir wohl mit Recht als das bedeutendste musikalische Produkt unserer Heimat bezeichnen müssen, als eine der köstlichsten Perlen der gesamten Opernliteratur, die unsterbliche Partitur der „Lustigen Weiber". Sozusagen vor Toresschluß seines Lebens schrieb er diese unerhört genialen, fast unvergleichlich anmutsvollen Klänge, auf denen, um mit Theodor Storm zu reden, der „Jugendzauber für und für lächelnd" ruht und ruhen wird.

Otto Nicolai wurde am 9. Juni 1810 in Königsberg geboren. Seine Jugend war freudlos. Die Mutter verließ den Vater, und der Vater, ein mürrischer, dem Trunke ergebener Musiklehrer, peinigte den Knaben bis aufs Blut. So trieb er sich aus Furcht vor Strafe wie ein gehetztes Reh wochenlang in den Wäldern des Samlandes umher. Mit 16 Jahren verließ er Königsberg ganz, wurde in Berlin Schüler von Zelter und später in Italien des berühmten Abbé Baini. Die Berührung mit italienischer Kunst entfremdete sein Schaffen der Heimat. Seine ersten Opern huldigten ganz dem romanischen Geschmack. Mit „il Templario“ (Turin 1840) wurde er mit einem Schlage zum berühmten Mann. Ein ehrenvoller Ruf führte ihn nun als Nachfolger Konradin Kreutzers nach Wien. Hier gründete er neben seiner Tätigkeit als Hofkapellmeister die heute noch berühmten philharmonischen Konzerte. Gelegentlich der 300. Jubelfeier unserer „Albertina“ weilte er dann noch einmal — von seiner Heimat begeistert gefeiert — für einige Zeit in Königsberg. 1847 kam er als Nachfolger Mendelssohns nach Berlin. Hier, in des Reiches Hauptstadt, vollendete er die Partitur der „Lustigen Weiber“, die er schon in Wien begonnen hatte. Am 9. März 1849 fand in der Berliner Hofoper die Uraufführung statt. Der Erfolg beim Publikum war beispiellos, aber die Kritik — nörgelte. Doch hat in diesem Falle das Sprichwort „Volkes Stimme — Gottes Stimme“ bekanntlich recht behalten.

Wir haben in dem köstlichen Werk auf der weiten Strecke von Mozarts „Figaro“ bis hinauf zu unseren Tagen einen der ganz wenigen wirklich überragenden Höhepunkte auf dem Gebiet des musikalischen Lustspiels. Gleich Mozart schlug auch Otto Nicolai die Reise ins Sonnenland Italien, die Pilgerfahrt nach Rom seinem Schaffen zum Segen aus. Südliche Elemente haben in



Adolf Jensen.

ihm die eigene Kraft nicht zu überwuchern, aber höchst anmutig zu beleben vermocht. Und wenn auch in Zukunft nichts weiter von dem Schaffen seines kurzen Lebens gerettet werden sollte — der junge Meister starb wenige Wochen nach der Uraufführung der „Lustigen Weiber" —, so ist doch die eine Perle als echt und kostbar erkannt und wird ihren Schönheitsglanz am liebenden Busen des deutschen Volkes behalten.

Ein romantischer Schwärmer hat einmal die Ansicht aufgebracht, die Musik zu den „Lustigen Weibern" sei zum großen Teil in unserem Ostseebad Rauschen entstanden. Der Gedanke schmeichelt uns, nur lassen sich leider nicht die geringsten Beweise dafür aufbringen. Wohl weilte der Meister damals zu einem vorübergehenden Besuch in Königsberg. Doch besagen seine ziemlich ausführlich gehaltenen Tagebuchblätter nichts über einen Besuch in Rauschen, dagegen verraten sie ziemlich Ausführliches über die Entstehung des Werkes in Wien und dessen Umgebung. Vollendet wurde es bekanntlich in Berlin. Dieser Rauschener Traum ist also nur ein Schaum. — —

Weit ist der Weg von Nicolai zu Adolf Jensen, einem anderen feinsinnigen Musikanten unserer ostpreußischen Heimat. Dort bei aller Deutlichkeit des deutschen Mutterbodens die überlegen weltmännische Geste, hier der stille, in sich gekehrte Musikant, der bescheiden im Schatten seines abgöttisch verehrten Robert Schumann wandelt. Daß er sich dabei nicht selbst aufgab, hat Hugo Riemann zu der fast übertrieben scheinenden Urteilsfällung veranlaßt: „Mit viel mehr Recht als Robert Franz muß Jensen als der Erbe Schumanns in der Liedkomposition bezeichnet werden."

Adolf Jensen wurde am 12. Januar 1837 zu Königsberg geboren. Sein Großvater war Organist und Universitätsmusikdirektor und ist als Schöpfer des Jensenschen Choralbuches in weitesten Kreisen bekannt geworden. Der

Vater war ebenfalls Musiker. Er erkannte die musikalische Begabung des Sohnes sofort und übernahm selbst die erste musikalische Erziehung. Die weiteren Lehrer Adolfs wurden Eduard Sobolewski, Kapellmeister am Königsberger Stadttheater, der feinsinnige und geistvolle Essayist Luis Ehlert und schließlich der bekannte und hochbedeutende Klavierpädagoge Louis Köhler.

Die berufliche Laufbahn führte ihn über Brest-Litowsk und Kopenhagen zunächst wieder nach Königsberg. Hier war er neben Laudien zweiter Direktor der „Musikalischen Akademie", deren damalige Rückständigkeit und Abneigung gegen die Kunst Wagners ihn allerdings bald abstieß. So blieb er Lehrer des Klavierspiels und schrieb abwechselnd mit Louis Köhler Musikberichte für die „Hartungsche Zeitung". 1866 kam er nach Berlin als Lehrer an Tausigs Schule des höheren Klavierspiels, darauf nach Dresden, 1870 nach Graz und zuletzt nach Baden-Baden, wo er 1879 einem Brustleiden erlag.

Seine kompositorisch fruchtbarste Zeit waren die Königsberger Jahre. Hier entstanden neben der verunglückten Oper „Die Erbin von Montfort" seine hauptsächlichsten Liedschöpfungen, die ja überhaupt als das Bedeutendste seiner Feder zu betrachten sind: die „Lieder des Hafis", die „Sieben Gesänge aus dem spanischen Liederbuch", der „Dolorosa-Cyklus". Zu erwähnen sind ferner seine „Wanderbilder" für Klavier.

Wollte man mit einem Federstrich einen Begriff der Sphäre seiner Kunst machen, so wäre ein Vergleich mit Theodor Storm vielleicht das Gegebene. Gleich ihm besitzt er die weiche Versonnenheit und Sinnigkeit, die Innigkeit und Grazie der Kunstsprache mit ihrer zart erotischen Untertönung, den feinen, schimmernden Humor und auch, wenn es gerade einmal darauf ankommt, gleich ihm die Fähigkeit, mit Kraft zuzupacken. Stilistisch sind über Schumann



Hermann Goetz.

hinaus Einflüsse Wagners zu spüren, vornehmlich in der Harmonisierung und in der oft dramatisch höchst anschaulichen Situationsmalerei. Manches beginnt bereits zu verblassen. Doch sollte die gelegentliche Sentimentalität dieser Kunst, ihre nicht immer geglückte Vermeidung der Salonnote uns nicht von der Liebe zu ihr abhalten. Leider muß man, faßt mau die Praxis unseres Konzertlebens ins Auge, feststellen, daß Jensen sozusagen tot ist. Oder ist es nur ein Scheintod, eine vorübergehende Starre, veranlaßt durch den Bazillus unseres heutigen, so ganz anders gerichteten Kunstschaffens? Hoffen wir es.

Weit lebendiger steht Hermann Goetz vor uns, wenn es auch vornehmlich nur ein Werk ist, das seinem Namen noch heute, fünfzig Jahre nach seinem Tode, Leuchtkraft gibt, seine „Zähmung der Widerspenstigen".

Auch Goetz war ein Königsberger Kind. Geboren am 7. Dezember 1840, verlebte er die Jugendjahre in unserer Pregelstadt. Nach kurzem Studium der Mathematik betrat er, von Louis Köhler in den Sattel gehoben, die Laufbahn des Musikers. 1860 sehen wir ihn als Schüler Hans von Bülows in Berlin. Mit Feuereifer lag er seinen Studien ob. Aber Körper und Geist wollten nicht gleichen Schritt halten. Eine Lungenschwindsucht begann ihr Zerstörungswerk, und die schmalen Blutstreifen im Taschentuch begannen ihn zu schrecken. 1863 übernahm er seine erste Stellung als Organist der evangelischen Kirche in Winterthur in der Schweiz. Hier fand er die Liebe eines schönen, blühenden Mädchens. Eine überaus glückliche Ehe stärkte seine Schaffenslust. Seine besten Werke entstanden, die F-Dur-Sinfonie, Schillers „Nänie" für Chor nnd Orchester, die „Widerspenstige" und die Fragment gebliebene Oper „Francesca da Rimini". Der Körper war über so großen und anstrengenden Arbeiten immer schwächer geworden, und schon am 3. Dezember 1876

brach die Todesnacht über ihn herein. Noch auf dem Sterbebett beschäftigte ihn das Francesca-Fragment. In kurzen, von der Atemnot zerrissenen Sätzen gab er Andeutungen, wie er sich das Werk vollendet wünschte: „Francesca — Frank und Brahms — ich bitte beide — ihr Bestes daran zu tun — — Frank die Partitur schreiben — so gut wie möglich — in meinem Sinne. — Dann bitte ich Brahms, alles zu sich zu nehmen — — und zu vollenden." — So geschah es denn auch.

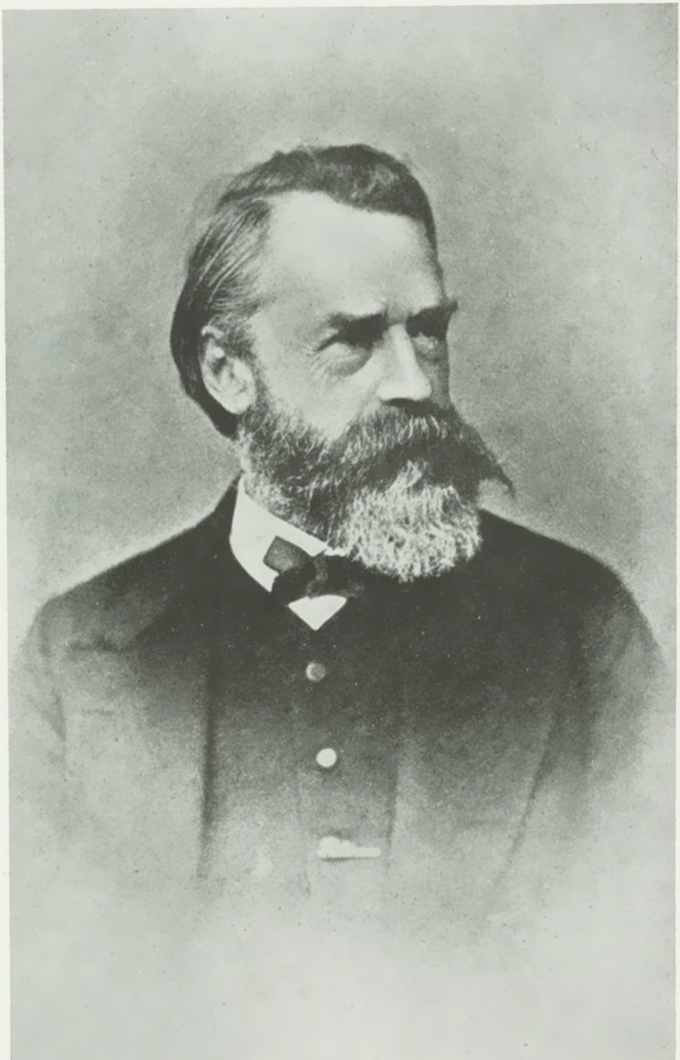
Wenn wir das Lebenswerk dieses liebenswürdigen, früh dahingeschiedenen Meisters heute betrachten, so erscheint auch hier schon manches verblaßt. Vieles aber zeigt bei aller nicht zu leugnenden Anlehnung an bekannte Vorbilder ganz deutlich die Verbindung mit persönlicher Eigenart. Das Klavierkonzert, die F-Dur-Sinfonie, das Chorwerk „Nänie" und einiges aus der Kammermusik hört man immer noch gerne, wenn diese Dinge ihren Schöpfer aus eigener Kraft auch kaum allzu lange überlebt hätten oder überleben werden. Sie zehren etwas von dem Glanz und der Berühmtheit jener einen Partitur, die — ähnlich wie bei Otto Nicolai, nur in vermindertem Maße — ihrem Meister als einziger Anwalt der Unsterblichkeit zur Seite steht. Die köstliche Musik seiner komischen Oper „Der Widerspenstigen Zähmung" hat noch heute ihren guten Klang. Sie lehnt sich zwar deutlich an Schumann, weiß aber doch in ihrer oft ganz anders gearteten Polyphonie das eigene Gesicht bis zu einem gewissen Grade zu wahren.

Dieses Werk, ebenfalls eine der wenigen Perlen des deutschen musikalischen Lustspiels, entstand in der Zeit der ersten Wagner-Hochblüte. Man hat die „Widerspenstige" die kleinen „Meistersinger" genannt. Sehr zu unrecht! Goetz lehnte sich bewußt gegen Wagner auf. Die Struktur des Aufbaus ist bei ihm und Wagner grundverschieden. Er konnte die neue, aus dem Drama wie ein Sekundäres

fließende, die Handlung in formell völlig freiem Gewoge umspülende Musik nicht mitmachen. Sein Herz hing an den festen musikalischen Formen. Auch innerhalb der lebendigsten Handlung waren ihm die „geschlossenen Formen ästhetisches Bedürfnis". Mozart war sein Ideal. Mit einer gewissen Wehmut gedenkt er in einem Brief der großen Kunstepoche im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts: „Wenn damals Wien und Weimar sich die Hände gereicht hätten! Wenn ich an das rastlose und so ganz selbstlose Ringen unserer beiden großen Dichter nach der Wiedergeburt der griechischen Tragödie denke und andererseits an die freie Charakteristik und das reiche dramatische Leben, das Mozart allen seinen Gestalten oft selbst in den unbedeutendsten Situationen einzuhanchen weiß, so habe ich die Empfindung, als ob die kostbarsten Bausteine in Deutschland zerstreut lagen und das herrlichste Kunstgebäude hätte entstehen müssen, wenn man von einander gewußt hätte." — Goetz hatte die Ueberzeugung, daß im Gegensatz zu Wagner die „Versöhnung des musikalischen und dramatischen Prinzips, und zwar beide in ihrer vollen Reinheit aufgefaßt, immerhin möglich sei." — Bis zu einem gewissen Grade hat er dieses Ziel in seiner „Widerspenstigen" erreicht und, wie die neueste Entwickelung zu zeigen scheint, mit dieser Ansicht die Zukunft mehr auf seiner Seite behalten als Wagner.

XVIII.

Ferdinand Gregorovius.



Ferdinand Gregorovius.

Ferdinand Gregorovius

Von Oberstudiendirektor Dr. E. Loch.

Unter den bedeutenden Ostpreußen, die im letzten Jahrhundert ihren Namen in weiteren Kreisen bekannt gemacht haben, ist wohl kaum einer auch außerhalb der Heimat, ja gerade im Auslande, berühmter und angesehener gewesen, als Ferdinand Gregorovius. Das Hauptwerk seines Lebens, die achtbändige „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter", ist ein Monumentalwerk der Weltliteratur geworden, in fast alle Kultursprachen übersetzt, und hat ihn namentlich in Italien eine überreiche Fülle von Ehrungen aller Art, insbesondere als erstem Deutschen und Protestanten die Verleihung des Bürgerrechts der Stadt Rom als Civis Romanus, eingetragen. Das verdankt sie nicht nur ihrer großen Bedeutung als Geschichtswerk, das viele Ereignisse eines Jahrtausends in der Entwickelung Roms zum ersten Male quellenmäßig aufhellt und im Zusammenhang darlegt, sondern vor allem seiner poetischen Darstellungskunst, seinem Gedankenreichtum und der philosophischen Auffassung, die das einzelne Geschehen in den großen Zusammenhang der Weltereignisse hineinstellt und aus ihm heraus beurteilt und belebt. Spricht doch aus ihr auch die ganze Liebe und Hingebung, die der Sohn des Nordens seiner zweiten Heimat, der ewigen Stadt, gewidmet hat.

Seine vornehme Persönlichkeit und sein edler Charakter haben in mehr als zwanzigjährigem Aufenthalt in Italien zugleich sein persönliches Verhältnis zu den Italienern zu einem so engen gestaltet, wie es kaum ein anderer Deutscher je errang. Die ersten Geschlechter des Landes zogen ihn in

ihren Freundeskreis und eröffneten ihm ihre Familienarchive und die der Städte, Kirchen und Behörden, aus denen er die vor ihm noch von keinem Ausländer und keinem Italiener in solchem Umfange benutzten Quellen für die Darstellung der geschichtlichen Ereignisse, Zustände und Persönlichkeiten dienstbar machen konnte. Dabei blieb er Zeit seines Lebens ein echter deutscher Patriot, der die große Geschichte seines Vaterlandes, das sich damals seine Einigkeit und Machtstellung erkämpfte, mit warmer Teilnahme verfolgte. Dem berechtigten Stolze auf unsern großen Landsmann hat Professor Rühl, der frühere Historiker an unserer Universität, in einer Gedächtnisrede Ausdruck gegeben, die er nach Gregorovius' Tode im Mai 1891, in der hiesigen Deutschen Gesellschaft gehalten hat. „Er ist ein Einiger der Nationen gewesen, wie wenige vor ihm, indem er sie lehrte, einander zu verstehen, zu achten, zu lieben. Er konnte das, weil sein Herz voll war von edelster Menschlichkeit. Sein Ruhm gehört nicht seinem Vaterlande, sondern der Welt. Er ist ein treuer Sohn seines Volkes gewesen und zugleich ein Weltbürger im schönsten Sinne des Wortes."

Aber es war ein weiter Weg voller Kämpfe und Schwierigkeiten, der ihn aus der Enge der ostpreußischen Heimat zum Gipfel des Kapitols führen sollte. Geboren wurde Ferdinand Gregorovius am 19. Januar 1821 als jüngstes von acht Kindern des Kreisjustizrats Gregorovius in Neidenburg, wo er auch seine Jugend verlebte. Die Ruinen des alten Ordensschlosses, das dort auf einer das Städtchen überragenden Anhöhe sich erhebt und auf Veranlassung seines Vaters später wiederhergestellt und zum Gerichtsgebäude eingerichtet wurde, war mit seinen schönen gotischen Fenstern, Gewölben und alten Gängen der Tummelplatz seiner Jugendjahre und nährte damals noch unbewußt den historischen Sinn des Knaben. „Das ehrwürdige Schloß" — so schreibt er noch 30 Jahre später

in Rom in sein Tagebuch — „war ein großer Faktor in meiner kleinen Lebensgeschichte; es geht davon ein Bezug auf die Engelsburg in Rom. Ohne jene Neidenburger Rittertürme hätte ich vielleicht die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter nicht geschrieben."

Auf dem Gymnasium zu Gumbinnen vorgebildet, bezog er, noch nicht 18 Jahre alt, im Herbst 1838 die Universität. Die ersten Studentenjahre in Königsberg bis zur Beendigung seines theologischen Studiums zeigen ihn zwar schon als führenden Kopf in den Kreisen seiner Kommilitonen — er gehörte der Corpslandsmannschaft Masovia an und war 1840 von der gesamten Studentenschaft als einer der beiden „Entrepreneurs" für den Fackelzug vor dem Königspaare Friedrich Wilhelm IV. und seiner Gemahlin erwählt —, sie haben aber auf seine spätere Entwickelung fast gar keinen Einfluß ausgeübt. Dieser ging vielmehr erst von seinen Lehrern in der philosophischen Fakultät aus, der er sich danach anschloß, von dem römischen Historiker Wilh. Drumann und besonders von dem feinsinnigen Philosophen Karl Rosenkranz, dem er selbst in einem Briefe von Rom aus im Jahre 1859 schreibt, er habe „unter allen lebenden Menschen am mächtigsten in die Entwickelung seines inneren Lebens eingegriffen". Unter ihrer Einwirkung widmete er sich bald ganz ästhetisch philosophischen und geschichtlichen Studien, die ihn auch zur Beschäftigung mit der Literatur und Geschichte Italiens im Altertum und Mittelalter führten. Er las Dante und Petrarka, schrieb über Plotins Lehre vom Schönen, über Goethes Wilhelm Meister, dazwischen auch Dichtungen, sogar ein Drama „Tod des Tiberius", und als reifstes Werk seiner Frühzeit die Geschichte des römischen Kaisers Hadrian, die ihm der „Wegweiser nach Rom" geworden ist. Reizvoll sind auch die liebenswürdigen „Idyllen vom samländischen Ufer" als Frucht friedlicher Erholungswochen, die er im

Kreise befreundeter Familien in Sassan und Rauschen verlebte. Für seinen Lebensunterhalt war er neben dem unsicheren Ertrage seiner schriftstellerischen Tätigkeit nur auf Privatunterricht angewiesen, da er sich bei seinem Unabhängigkeitstriebe zu keiner festen amtlichen Laufbahn entschließen konnte. Inzwischen wuchs in ihm, nachdem er auch dem aufgeregten politischen Treiben der Jahre 1848 bis 1850 nicht fern geblieben war, die Sehnsucht, aus den unbefriedigenden Königsberger Verhältnissen in die freiere Welt, in das mit der Seele gesuchte Italien zu entrinnen — sein junger Freund, der Maler Ludwig Bornträger, gewährt ihm dazu die Mittel, und am 15. April 1852 betritt er zum erstenmal den Boden Italiens, das ihm nunmehr zur zweiten Heimat und zur Wiege seines Ruhmes werden sollte.

Doch noch warteten seiner schwere Kämpfe: dort in dem fremden Lande war er von Anbeginn ganz auf sich allein angewiesen, ohne Freunde, ohne Empfehlungen, und nur seiner Energie und seinem Talente, das hier den rechten Boden zur Entfaltung fand, verdankt er seinen Aufstieg. Nach längerem Aufenthalt in Oberitalien und zweimonatigen Wanderungen auf der Felseninsel Korsika läßt er sich im Herbste desselben Jahres endgültig in Rom nieder. Die erste Frucht seiner Reisen und römischen Studien sind seine vielgelesenen Reisebriefe in angesehenen deutschen Zeitschriften und das Buch Korsika, in dem er zum erstenmal die Geschichte der Korsen „ganz Granit wie ihre Berge und wunderbar eins mit ihrer Natur", reich an trotzig-männlicher Kraft und glühender Leidenschaft, zur Darstellung brachte. Ein besonderer Schmuck des Werkes sind die von Gregorovius in poetischer Form übertragenen ergreifenden korsischen Klagelieder, Totenklagen von Frauen und Mädchen um die blutigen Opfer der Vendetta, der dort noch immer heimischen Blutrache. Mit diesem Buche

wurde er der Schöpfer einer neuen Literaturgattung, des historischen Landschaftsbildes, in dem die Geschichte des Landes und Volkes aufs engste mit der dichterisch und malerisch behandelten Oertlichkeit zusammenhängt. Die gleichen Vorzüge und die allmählich immer mehr vertiefte Vertrautheit auch mit den anderen italienischen Landschaften zeigen seine in der Folgezeit verfaßten Aufsätze, die er später in den fünf Bänden der „Wanderjahre in Italien" vereinigt hat. Es sind dies wohl die beliebtesten von Gregorovius' Schriften geworden, weil sie der großen Vorliebe der Deutschen für Italien entgegenkommen und in wunderbarer Weise jedes Denkmal der Vergangenheit mit den Ereignissen, die er erlebte, verknüpfen und einen dichterischen Zauber verklärend darüber ausbreiten. Zugleich fesselt sein nunmehr aufs feinste ausgebildeter Stil, an der edlen Form der romanischen Sprachen geschliffen, von geschichtsphilosophischer Betrachtungsweise und poetischer Auffassung befruchtet, den Leser immer wieder aufs neue.

Dazu kommt die innige Vertrautheit mit der Natur des Landes und dem Leben seiner Bewohner. Von welchem Reize sind zum Beispiel die wunderbaren Schilderungen der Insel Capri in einem eigenen, später mit prächtigen Zeichnungen seines Freundes Lindemann herausgegebenen Buche. Dort hatte vor kurzem der deutsche Dichter August Kopisch die blaue Grotte entdeckt, und mit Recht nennt unser Verfasser die ganze Insel das Eiland der deutschen Romantik. Ja, auch seine eigene dichterische Natur schien in jenen ersten italienischen Wanderjahren immer wieder zum Durchbruch zu kommen, als er alle Gegenden Italiens und Siziliens durchzog und bald in Pompeji, bald in den Albaner Bergen, in Capri oder am latinischen Gestade von Anzio die südliche Umwelt auf sich wirken ließ. Sein reizendes kleines Epos Euphorion ist ein liebenswürdiges

Zeugnis davon, gedankenvoll und zart, „antik und modern zugleich“, und bedeutet, wie sein Biograph Johannes Hönig sagt, die Summe alles dessen, was ihm Italien im Gegensatz zur Heimat bot: nicht nur den Höhepunkt seines Schaffens, sondern auch die Vollendung seiner idealen Weltanschauung, auf deren Grunde sein übriges schriftstellerisches Schaffen erwuchs.

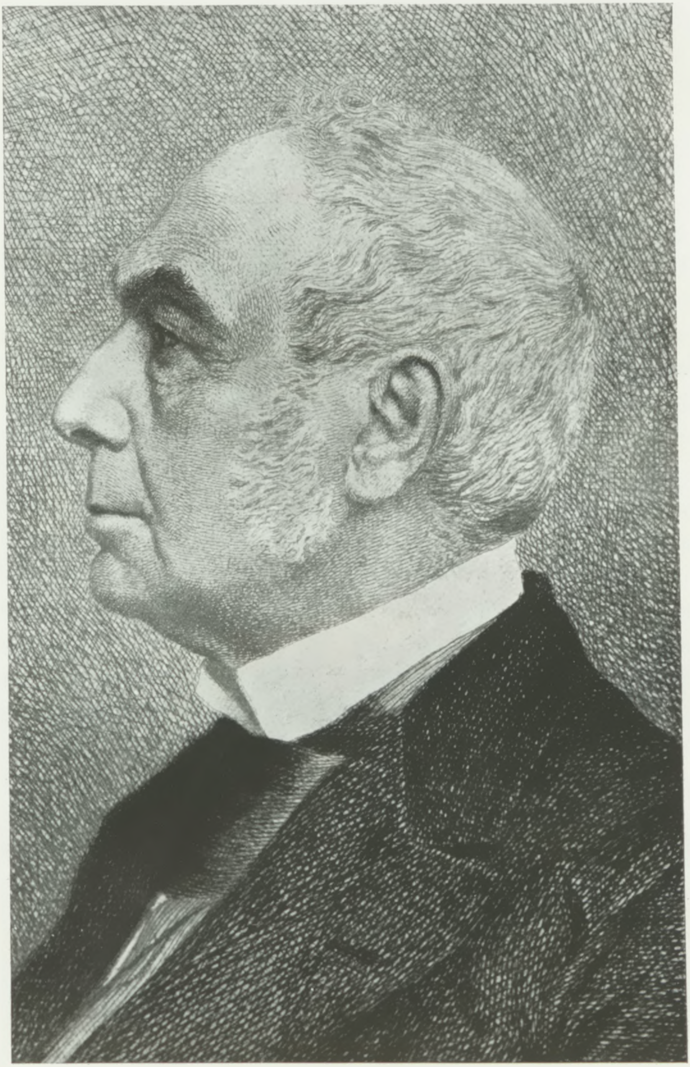
Denn schon war für ihn inzwischen der Augenblick von entscheidender Bedeutung gekommen, da er, am mächtigsten doch von der überwältigenden Größe Roms ergriffen, den Plan gefaßt hatte, die ganze Geschichte dieser unvergleichlichen Stadt vom Ende des Römerreichs bis zum Ausgange des Mittelalters zu schreiben. Vollkommen war er sich des Wagnisses bewußt, das er mit diesem Werke auf sich nahm. „Es ist ein Ozean, auf den ich mich wage,“ schrieb er im Beginn seiner Arbeiten, „so allein auf mich angewiesen und so mittellos, daß ich mir kaum ein Buch erschwingen kann.“ Aber mit unermüdlichem Eifer und durch die bald immer reger werdende Teilnahme italienischer Freunde und auch deutscher Gönner gefördert, hat er volle 17 Jahre der Vollendung dieses Lebenswerkes gewidmet. Es ist ein Ausfluß der persönlichsten inneren Teilnahme des Verfassers an seinem Stoffe und einer künstlerischen und sittlichen Auffassung, nicht eines kühlen und objektiven Historikers. Dieses Gegensatzes gegen die zünftige Gelehrsamkeit der großen kritischen Geschichtsschreiber unseres Volkes ist er sich selbst auch vollkommen bewußt. Der wissenschaftliche Stoff hat für ihn nur Bedeutung als Material für die zu gestaltende Idee, die sich in seinem Innern abspiegelt. Solche Vorgänge sind künstlerischer Natur. Deshalb die mangelnde Anerkennung von seiten der „Kathederprofessoren“ in Deutschland, wie er selbst Ranke, Mommsen, Giesebrecht nennt. „Keiner von ihnen läßt mich gelten. Sie haben von ihrem

Katheder aus vollkommen recht. Ich selbst habe mich nie unter die Gelehrten gezählt. Aber ich bin zufrieden, ein römisches Epos verfaßt zu haben, welches doch auf dem festen Grunde der umfassendsten und gediegensten Studien in den Archiven ruht. Vielleicht wird sich an ihm der Ausspruch Wilhelm von Humboldts bewahrheiten, daß nur der ein lebendiges Geschichtswerk schreiben kann, welcher die Gabe des Dichters besitzt." Wer die Berechtigung dieses Ausspruches prüfen will, der greife nur zu den einzelnen Bänden und beginne darin zu lesen: ob er die farbenreiche Schilderung der schmuckreichsten Stadt des Altertums vor den Augen des Gotenheers unter Alarich oder ihres Verfalls nach der Gotenzeit aufschlägt, ob er die Charakterbilder römischer Päpste von Gregor dem Großen bis zu dem furchtbaren Borgiapapste Alexander VI. liest oder die deutscher Kaiser von Karl dem Großen bis zu den Hohenstaufen mit dem tragischen Ende Konradins, das meisterhafte Gemälde der Renaissance in Kunst und Politik oder den Ausblick des freisinnigen protestantischen Geschichtsschreibers auf die Erneuerung des religiösen Lebens in der Reformation — er wird sich kaum von dieser Lektüre trennen können; so sehr zieht ihn der Künstler in seinen Bann.

Nicht anders geht es uns, wenn wir uns in sein später veröffentlichtes Kulturgemälde Lucrezia Borgia vertiefen, eins der am meisten gelesenen unter seinen Büchern, oder in das zweite große Werk seines Lebens, die Geschichte der Stadt Athen im Mittelalter, das er nach seiner Uebersiedelung aus Italien in München verfaßt hat. Kulturgeschichte der Menschheit war der vornehmste Stoff, den sich unser großer Landsmann für seine Arbeit erwählte. Höchste Kultur der Form für ihre Darstellung hat er in Italien gefunden, seine Werke zeugen für alle Zeiten von seiner Meisterschaft. Im Ringen um edle Kulturgüter kann er uns ein Führer sein.

XIX.

Eduard von Simson.



Eduard von Simson.

Eduard von Simson

1810–1899.

Von Stadtschulrat Professor Dr. Stettiner, Königsberg.

Als Eduard von Simson an der Spitze von 32 Abgeordneten der deutschen Nationalversammlung am 3. April 1849 dem König Wilhelm IV. die Bitte überbrachte, die Kaiserkrone anzunehmen, da sah er in dem einzigen visionären Moment seines Lebens das Wappen seiner Vaterstadt, und zwar das des Kneiphofs, deutlich vor Augen schweben, einen Arm, der aus der Tiefe eine Krone hinaufreicht. Von seinem Vaterhause Brodbänkenstraße 25, das heute mit einer Marmortafel seinen Geburtstag, den 10. November 1810, für das Gedächtnis der Nachlebenden festhält, hatte er an der Front des Rathauses dieses Wappen oft gesehen. Engste Verbundenheit mit seiner Vaterstadt, in der er fast ununterbrochen 50 Jahre lebte und wirkte, erklärt die Vision in diesem bedeutungsvollsten Augenblick seines Lebens. Schrieben doch mit Recht Magistrat und Stadtverordnete (Hoffmann und Krohne) an den Sohn unmittelbar nach dem Tode unseres Ehrenbürgers am 2. Mai 1899, daß noch eine Reihe von Altersgenossen lebe, denen er als Lehrer und Richter die Schätze tiefsten Wissens und Erkennens in nimmerversagender Anmut mit edler Würde spendete; „noch leben derer unter uns, welche ihn als Mitstreiter und Führer im ernsten Ringen um freiheitliche Staatseinrichtungen, volkstümliche Rechtsprechung und Deutschlands Einigung mit leiblichen Augen geschaut haben. Unsere geselligen Kreise erfreuten sich seiner belebenden, das Wahre und Gute fördernden Einwirkung; unserm Gemeinwesen

widmete er als Stadtverordneter neun Jahre hindurch seine Dienste, durch sich den Dienst für das Wohl der Mitbürger ehrend; unter Königsberger Bürgern übte er die Kraft der Rede und der Leitung, die dann dem ganzen deutschen Volke zugute kommen sollte und welche den Namen unserer Stadt mit der Geschichte des ersten deutschen Parlaments verbunden hat . . . Spätere Geschlechter werden das Andenken eines der edelsten Söhne dieser Stadt Martin Eduard von Simsons stets in hohen Ehren halten."

In einem erstaunlich schnellen Aufstieg, im Alter von 16 Jahren mit dem Reifezeugnis von dem Königsberger Friedrichs-Kollegium entlassen, erhielt er bereits im 19. Lebensjahr mit dem Doktordiplom der juristischen Fakultät auch zugleich die Zulassung zur akademischen Laufbahn. Er trat sie nach zweijähriger Studienreise im Alter von noch nicht 21 Jahren an. Noch nicht 23 Jahre alt, wurde er außerordentlicher Professor und hat, abgesehen von einer längeren Unterbrechung durch parlamentarische Tätigkeit, über einen Zeitraum von fast 30 Jahren seine Vorlesungen hier in Königsberg ausgedehnt. Ungewöhnlich jung, bereits im 26. Lebensjahre, wurde er ordentlicher Professor, infolge „der Vorzüglichkeit seiner Auffassungs- und Darstellungsgabe und seines bedeutenden Lehrtalents", das offenbar eine über das Gewohnte hinausgehende Anziehungskraft auf seine Hörer hatte. Im Jahre 1855/56 war er Prorektor der Albertus-Universität. Schon als außerordentlicher Professor heiratete er Klara Warschauer, die älteste Tochter eines damals sehr angesehenen Bankiers in Königsberg. Er wurde dann Hilfsarbeiter bei dem Tribunal-, dem jetzigen Oberlandesgericht in Königsberg. Erst im Jahre 1846 wurde er Tribunalsrat und im Jahre 1860, nachdem er so manchen Ruf an andere Universitäten abgelehnt hatte, wurde er Vizepräsident des Appellations-

gerichts in Frankfurt an der Oder und verließ also seine Heimat erst im Alter von 50 Jahren. In Frankfurt blieb er auch nach seiner Ernennung zum ersten Präsidenten des Appellationsgerichts. (1869.) Bei der Justizreorganisation im Jahre 1879 wurde der fast Siebzigjährige Präsident des Reichsgerichts. Seine Ernennung wurde ihm von Bismarck mit dem Wunsche mitgeteilt: Gott möge ihm für lange Zeit Gesundheit verleihen, um seine langjährige Arbeit an der Herstellung und Befestigung des Reichs auch in der Stellung eines ersten Richters im Reiche fortzusetzen. Im Jahre 1888 verlieh ihm Kaiser Friedrich während seiner kurzen Regierung mit Worten höchster Anerkennung für seine Lebensarbeit den schwarzen Adlerorden, der mit dem erblichen Adel verbunden war. Erst im Alter von 81 Jahren erhielt er, nachdem er einige Zeit vorher einen leichten Schlaganfall erlitten hatte, die gewünschte Entlassung aus dem Justizdienst.

Auch sein Haus war wohlbestellt. Kaiserin Augusta schrieb ihm bei dem Tode seines Vaters, der in mehr als fünfzigjähriger Ehe mit der Mutter Zeuge des Aufstiegs seines Sohnes war, das Alter seines Vaters müsse ein glückliches gewesen sein, da er noch von der Verehrung Kenntnis erlangte, mit welcher das deutsche Volk auf seinen Sohn blickte. Fast 50 Jahre währte auch seine reich mit Kindern gesegnete Ehe mit seiner Gattin Klara Warschauer, deren Bruder Robert, der Begründer des Berliner Bankhauses Robert Warschauer, in besonders enger Freundschaft ihm verbunden blieb.

Vom Glück begünstigt, trotz mancher Wechselfälle, war seine parlamentarische Laufbahn. Mit vier Stimmen siegte er in Königsberg i. Pr. im Jahre 1848 über den Kandidaten der radikalen Linken Johann Jacoby als Vertreter der deutschen Nationalversammlung in Frankfurt am Main. Von der Meisterhand unseres Ostpreußen

Siemering geschaffen, stehen die Büsten beider Männer heute in unserm Rathaus. Und doch wie verschieden war ihr Los. Johann Jacoby blieb zeitlebens, wenn auch nicht dogmatisch, so doch an die Gemeinde gebunden, Jude, während Simson bereits in seiner Kindheit getauft wurde. Sein Bruder August Simson war hier Professor in der theologischen Fakultät. Jacoby war bereits in ganz Deutschland berühmt und gefeiert, als Simson sich mit der Anerkennung seiner Mitbürger bescheiden mußte. Jacobys bekannte Schrift „Vier Fragen" (1841) war ein Weckruf für die deutsche Nation und wurde von den Dichtern des jungen Deutschland, Laube, Dingelstedt, Herwegh und andern gefeiert. Auf Jacobys Grabe müßten dereinst „Vier Fragen" stehen. In seinem unbändigen Rechts- und Freiheitstrotz war, wie Treitschke mit Recht sagt, Jacoby mehr Ostpreuße als Jude. Ohne Menschenfurcht, mit unerschütterlichem Pflichtbewußtsein stellt er sich seinen Richtern in der politisch erregten Zeit der vierziger Jahre und in der Zeit der schwersten Verfolgungen in den fünfziger Jahren, ebenso wie er den Offizier durch seinen Gleichmut erschüttere, der ihm die verhängte Festungshaft in Lötzen wegen seiner öffentlich ausgesprochenen Forderung der Abstimmung der Bevölkerung über die Zugehörigkeit Elsaß-Lothringens verkündete. Die große politische Bedeutung, die Jacoby in den vierziger Jahren erlangt hatte, erlosch bald. Sein starrer und unbeugsamer Sinn entfremdete ihn seinen demokratischen Parteifreunden. Selbst als der ihm politisch so nahe stehende Twesten aus der Demokratischen Partei austrat, blieb er, der zeitlebens nie zu lernen aufhörte, unbelehrbar. Als Mensch edel und gut, als Schriftsteller und Forscher von unbestechlicher Liebe zur Wahrheit, gehörte er zu jener Reihe ausgezeichneter Ostpreußen, die, wie Rudolf Reicke, Emil Arnoldt, Otto Schöndörffer, niemals einen Fußbreit von ihrer Doktrin, von ihrem Prinzip,

abgingen, obwohl sie sich dadurch von jedem Einfluß auf die politische Entwicklung Deutschlands allmählich mehr und mehr ausschalteten.

So hat Jacoby einen nennenswerten Einfluß auf die politische Entwicklung Deutschlands nicht gehabt und wird von den jüngeren Zeitgenossen kaum noch gekannt, während Moltke im Jahre 1873 an Simson beglückwünschend schrieb: Sie blicken zurück auf einen wundervollen Zeitraum vaterländischer Geschichte. Ihr Name ist mit den Ereignissen der Zeit unzertrennlich verbunden. Sie dürfen sich sagen: quorum pars magna fui.

Simson selbst hat sich einmal in einer Debatte als Doktrinär bekannt, aber im Gegensatz zu so manchem Ostpreußen war ihm von seinem ersten Auftreten in der deutschen Nationalversammlung bis zum Abschluß seiner parlamentarischen Tätigkeit im Jahre 1876 die Unbedingtheit des politischen Urteils fremd. Oft trat er, wie bei der Debatte in der ersten öffentlichen Sitzung der Königsberger Stadtverordnetenversammlung, zugunsten des vom Amte suspendierten Direktors Sauter, oder in der deutschen Nationalversammlung gegenüber der Linken bei der Erörterung der Aufnahme des in die Nationalversammlung gewählten Hecker, oder im Preußischen Abgeordnetenhaus zum Schutz der Immunität des Parlaments mit unbeugsamem Mut und einer auch von Gegnern bewunderten Schärfe der Beweisführung für seine Ueberzeugung ein, aber er war ausgleichenden Vermittelungen nicht abhold. So stieg er in der deutschen Nationalversammlung, zunächst mit geringer Mehrheit von wenigen Stimmen gewählt, zur Würde des Vizepräsidenten und dann des Präsidenten der Versammlung. Er war dann wiederum Präsident im Erfurter Nationalparlament (1851), wobei ihm als Schriftführer widerstrebend im Andenken an seine märkischen Ahnen kein Geringerer als Otto von Bismarck

„Schreiberdienste“ leistete. Er gehörte den gemäßigten Parteien des Liberalismus an, dem rechten Zentrum der Nationalversammlung, den „Gothaern“ des Erfurter Parlaments, den Altliberalen im Preußischen Abgeordnetenhaus und später den Nationalliberalen an. Nachdem er wiederholt auch im Preußischen Abgeordnetenhaus den Präsidentensitz innegehabt hatte, wurde er im norddeutschen Reichstag, im Zollparlament (1868) und im Deutschen Reichstag bis 1873 mit der Präsidentenwürde mit immer steigenden Majoritäten betraut. Ein Höhepunkt seiner weltgeschichtlich bedeutenden Erlebnisse war die Verkündung der Wahl des Preußischen Königs zum Reichsoberhaupt und Kaiser der Deutschen, die er mit dem Ausspruch des Dichters der alten Kaiserstadt Frankfurt schloß:

„Nicht dem Deutschen geziemt es, die fürchterliche Bewegung
Fortzuleiten und auch zu wanken hierhin und dorthin,
Dieses ist unser! So laßt uns sagen und so es behaupten.
Gott sei mit Deutschland und seinem neugewählten Kaiser!“

So überbrachte er am 3. April 1849 Friedrich Wilhelm IV. das Anerbieten der deutschen Nationalversammlung. Wie bekannt, wurde die Annahme der Kaiserkrone von dem preußischen König verweigert. Noch einmal im Jahre 1867 war er der Sprecher einer Deputation des Reichstags an König Wilhelm I. auf der Stammburg der Hohenzollern im Schwabenlande. Kein Geringerer als Turgenjew erzählte, wie überrascht er von der Wärme gewesen sei, mit der Kaiserin Augusta von Simson als einem der besten deutschen Männer gesprochen hätte. „Als er dem König auf der Burg Hohenzollern die Adresse des norddeutschen Reichstages vorlas“, sagte sie zu Turgenjew, „sah er selbst aus wie ein König“. Und als er dann am 18. Dezember 1870 für den norddeutschen

Reichstag König Wilhelm in Versailles den Wunsch des deutschen Volkes für die Begründung des deutschen Kaiserreiches aussprach, da spiegelt das Tagebuch des Kronprinzen den Eindruck wieder: „Simsons Meisterrede“, heißt es da, „entlockte mir helle Tränen. Es ist eigentlich kein Auge dabei trocken geblieben.“ Bismarck nannte es einen Witz der Geschichte, Hegel würde es die List der Vernunft genannt haben, daß Simson zum zweiten Male in so welthistorischer Beleuchtung Träger der gleichen Mission wurde. Claus Groth hat in einem niedlichen plattdeutschen Gedicht „Simson und syn Klock“ sein eigenartig mit dem Schicksal des Vaterlandes verwobenes Geschick geschildert.

Simson als Präsident war nicht bloß der Fanatiker der Unparteilichkeit, wie man ihn genannt hat. Gewiß war er kein Genie, seine Entwickelung hatte nichts Sprunghaftes, der tätige Anteil an der Entwickelung war ein bescheidener, aber wie es in einem Nachruf der Nationalliberalen Partei heißt: „Das helle Licht, in welchem die Anfänge des deutschen Parlamentarismus erstrahlen, es ist der Widerschein seines Seelenadels, seiner klassisch vornehmen Bildung, seiner meisterhaften Beredsamkeit, seiner Herrschaft über sich selbst, über seine Umgebung und über alle noch so schwierigen Verhältnisse des Augenblicks.“ Rudolf von Gottschalk sah ihn so, wie er als Student hier in Königsberg zu seinen Füßen saß: „Es lag in seinem Auftreten und Erscheinen etwas Würdevolles, was über die Lebensjahre des jungen Gelehrten hinausging; doch streifte diese Gemessenheit durchaus nicht an Pedanterie. Im Gegenteil, eine gewisse Eleganz war in seiner Toilette unverkennbar, etwas Behagliches und Vermögliches, was wir bei wenigen anderen Dozenten der Universität zu entdecken vermochten. Es hatte alles seine Art, wenn er den Hut ablegte, den Rock aufknöpfte — man glaubte immer, es müsse ein Ordensstern dabei zum Vorschein kommen.

Sein Kopf gehörte in jene Klasse der Jupiterköpfe, wie sie Goethe, Varnhagen und andere berühmte deutsche Männer besaßen, nur daß dieser Zeus noch sehr jugendlich war und dabei eine leise, aber interessante alttestamentische Schattierung nicht verleugnete.“ Heinrich Laube rühmt von ihm: „Fein an Verstand, fein an Bildung, fein in der Erscheinung und Aeußerung.“ Karl Frenzel nennt ihn einen repräsentativen Mann in den Worten vollster Bedeutung. In seiner seltenen Beredsamkeit, die zugleich erleuchtete und erwärmte, bewunderte man Goethesche Klarheit mit Schillerschem Schwung. Hier dringt man zu dem Kern seines Wesens. Es war eine Synthese politischen Sinnes und ästhetischen Vermögens. Der Präsident der deutschen Parlamente war auch der erste Präsident der deutschen Goethegesellschaft.

In der Jugend war Simson in Goethes Haus freundlich empfangen worden. Er gehörte zu der Generation, die den Weimarer und, wie wir mit Stolz sagen können, den Königsberger Geist in sich aufgenommen. Er war ein Schüler Herbarts, des unmittelbaren Nachfolgers auf Kants Lehrstuhl. Herbarts Wort von der inneren Harmonie war der Leitstern seines Seelenlebens. Daß er nach manchen Irrungen zu dem Potsdamer Geist des preußischen Staates empordringen konnte, das ist das Geheimnis seiner Größe. Noch in den vierziger Jahren standen sich verständnislos jene beiden Richtungen gegenüber, der Kreis der Idealisten und jene zum Teil im Dienste und in der Zucht der praktischen Tätigkeit einseitig ausgebildete Schar von Beamten und Offizieren. Eduard Simson hat man mit Recht als ein verbindendes typisches Glied in der Kette unserer Entwickelung zwischen Goethe und Bismarck bezeichnet. Sie standen einander weltenfern, als Simson im Erfurter Parlament die Existenzberechtigung des Junkertums leugnete. Junkertum sei

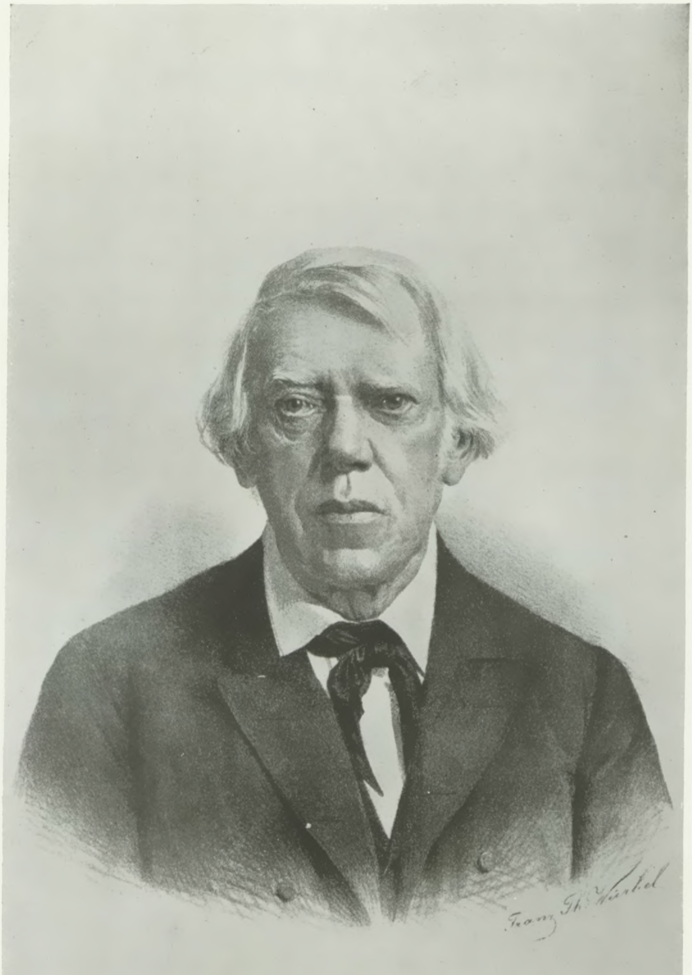
eine Benennung, die eine Kategorie der Staatsangehörigen sich selbst beilege. Darauf widersprach Bismarck dem „Königsberger Spinoza", wie er ihn in einem Brief an seine Frau nennt, mit den stolzen Worten: „Wir werden unsererseits den Namen des Junkertums auch noch zu Ehren und Ansehen bringen."

Trotz mancher Begegnungen standen sie auch noch in den sechziger Jahren einander fremd gegenüber. Simson nennt Bismarcks Politik das Gelegenheitsgedicht eines Mannes, der kein Dichter ist. Er vergleicht ihn mit einem Seiltänzer, bei dem man nur bewundert, daß er nicht fällt. Bismarck aber lehnt eine Erörterung über die Fragen des guten Geschmacks und der Schicklichkeit mit Simson ab. Erst nach den Tagen von Königgrätz lernte Simson den Wert der Bismarckschen Realpolitik schätzen und Bismarck die Macht der Imponderabilien, der Ideen, für seine Schöpfung würdigen. So rühmt Bismarck Simson als einen von reinster Vaterlandsliebe getragenen Mann, ein edles Gefäß, in dem stets die lautersten Empfindungen zusammengeströmt sind.

Sombart nennt beim Rückblick auf das 19. Jahrhundert den unpolitischen Sinn das teuerste Erbstück, das die besten und größten Deutschen den Intellektuellen hinterlassen haben. Simsons Persönlichkeit liefert den Beweis, daß man als Chorführer der Deutschen die Verehrung Goethes und die Vertiefung in den Geist Weimars mit dem feinsten Verständnis für die Aufgaben des Tages vereinigen kann. Er ist ein glänzendes Beispiel der Vereinigung höchster Humanität und eines stark reellen Nationalgefühls.

XX.

Ferdinand Schichau.



Ferdinand Schichau.

Ferdinand Schichau
1814–1896.

Von Dr. Uffhausen, Elbing.

Maschinenbauanstalt.

Unterzeichneter fertigt Dampfmaschinen, sowohl Wattsche Maschinen als Kondensationsmaschinen mit Expansion und Hochdruckmaschinen, eiserne Wasserräder jeder Art, Pferdegöpel, hydraulische Pressen, Walzwerke, Apparate zum Abdampfen des Zuckers in luftverdünnten Räumen usw. an. Auch übernimmt derselbe ganze Anlagen als Oehlmühlen, Sägemühlen, Runkelrüben-Zuckerfabriken einzurichten.

Elbing, den 4. Oktober 1837.

F. Schichau,
Altstädtische Wallstraße Nr. 10.

Mit dieser Anzeige stellte Ferdinand Schichau sein junges Unternehmen, in dem er bald darauf acht Arbeiter beschäftigte, der Oeffentlichkeit vor. Man muß sich im Geist in jene Zeiten versetzen, um die Kühnheit dieses Programms zu würdigen, das sich der Dreiundzwanzigjährige gesetzt hatte. Wenige Jahrzehnte einer mit schwerfälligem Verkehr und Nachrichtenaustausch arbeitenden Zeit waren erst vergangen, seit James Watt seine erste Dampfmaschine vollendet hatte, jene Erfindung, die von vielen als Teufelswerk bezeichnet, von den Arbeitern in mancher Fabrik zerstört und von wenigen als Umwälzung einschneidendster Art bestaunt worden war.

Aber Elbings Bürger wußten, daß F. Schichau kein Phantast war, der unerreichbaren Zielen nachirrte. Noch vor Beendigung seiner Lehrzeit als Schlosser hatte nämlich der scharfsinnige und fleißige junge Mann während seiner Freistunden selbständig und ohne Anleitung das betriebsfähige Modell einer Dampfmaschine in allen Einzelheiten

erbaut. Diese Leistung erregte berechtigtes Aufsehen. Obgleich der Vater, Jacob Schichau, ein geachteter Gelbgießermeister, seine ganzen Mittel daran gesetzt hatte, die Fähigkeiten seines Sohnes zur vollen Entfaltung zu bringen, so war es für diesen doch von Bedeutung, daß der Elbinger Gewerbeverein ihm den Weg dazu ebnete, sich noch eine wissenschaftliche Ausbildung anzueignen. So hat Ferdinand Schichau nach der Beendigung seiner praktischen Lehrzeit noch die Lateinschule seiner Vaterstadt besucht und dann in Berlin mit Hilfe des Königs auf dem Gewerbe-Institut von Chr. W. Beuth seine technischen Studien durchgeführt und sie schließlich in der damaligen Hochburg der Technik, in England, vollendet. Trotz seiner Jugend war er ein gereifter Mann, als er sich mit Hilfe seines Vaters in Elbing selbständig machte.

Mit hellem Blick und unbeirrbarer Tatkraft hat Ferdinand Schichau sein Programm aufgestellt und durchgeführt, das ganz auf die Bedürfnisse seiner Heimat zugeschnitten war, auf die Ueberschwemmungen und Sümpfe, auf die Landwirtschaft und das bodenständige Gewerbe. Gleichzeitig aber enthielt sein Arbeitsplan ein richtunggebendes Moment und den Willen zur entschlossenen Führung in das Gebiet der modernen Technik, und diese beiden Faktoren sind ein besonderes Merkmal für sein Lebenswerk geworden. Immer wieder darf die Chronik seiner Firma mit Stolz melden, daß Ferdinand Schichau als erster in weitem Umkreise irgendeine neue bahnbrechende Arbeit in richtiger Anpassung an neue Verhältnisse durchgeführt hatte.

So ist in gewissem Sinne auf seine Tätigkeit und auf seine Anregungen der Aufbau der Zuckerindustrie in Ost- und Westpreußen zurückzuführen. Es hat ihm viele Opfer an Zeit und Geld gekostet, bis der Landwirtschaft, die damals in schwerer wirtschaftlicher Lage war, die

neue Möglichkeit zur Verarbeitung ihrer Produkte erschlossen wurde.

Im Auftrage der Elbinger Kaufmannschaft stellte F. Schichau 1841 den ersten, überhaupt in Deutschland ausgeführten Dampfbagger her, der 45 Jahre lang bis zum Abbruch des altersschwachen hölzernen Schiffskörpers ununterbrochen im Dienst gewesen ist. Neue Aufträge dieser Art von der preußischen Regierung folgten. Der Baggerbau gab die Anregung zur Anlage einer eigenen Werft. Anfang der fünfziger Jahre wurde dieses neue Unternehmen an einem Nebenarm des Elbingflusses errichtet, nachdem solange die Schiffskörper bei der Mitzlaffschen Werft hatten in Auftrag gegeben werden müssen, und schon im Jahre 1854 wurde auf dieser Anlage für die Elbinger Dampfschiffahrtsgesellschaft der erste auf einer preußischen Werft hergestellte, eiserne Schraubendampfer „Borussia" gebaut (Länge 39,5 Meter, 200 PS.), der sich als Seedampfer sehr gut bewährte.

Bald nach Eröffnung der Königlich Preußischen Ostbahn im Jahre 1857 begann Schichau den Bau von Lokomotiven. Die Produktion stieg so rasch, daß 1870 bereits auf neuem Gelände nahe dem Bahnhof eine besondere Lokomotivfabrik nebst Kessel- und Hammerschmiede errichtet werden mußte. 1880 wurden hier zwei Compound-Lokomotiven, die ersten in Deutschland, hergestellt. 1882 folgte die erste auf dem Festland erbaute Dreifach-Expansionsmaschine.

Mit dem Bau der Maschinen und Kessel für die erste preußische Radkorvette „Danzig" im Jahre 1851 nahm Schichau seine ersten Beziehungen zur Kriegsmarine auf, die solche Erfolge zeitigten, daß im breiten Publikum die Schichausche Fabrik in erster Linie als Werft für Kriegsschiffe bekannt geworden ist. Die sorgfältige Konstruktion für Maschinen bei bestem Material und größter Leichtig-

keit führte fast zwangsweise dazu, daß die Schichauwerft, gestützt auf die Arbeiten des Ingenieurs Ziese, zur Spezialistin des Baus von Torpedobooten wurde. 1877 lieferte die Werft das erste Torpedoboot an die russische Marine. Deutsche Boote wurden erst in Arbeit gegeben, als General von Caprivi Marineminister geworden war, dessen besonderes Interesse die neue Waffe der Marine gefunden hatte. Da auch fremde Staaten, insbesondere Rußland, die hohe Qualität der Schichaubauten zu schätzen wußten und außer Torpedobooten auch andere größere Kriegsfahrzeuge bestellt wurden, wurde eine Erweiterung der Werftanlagen zur Notwendigkeit, zumal die Tiefenverhältnisse des Frischen Haffs und des Elbingflusses der Größe der in Elbing herzustellenden Schiffsgefäße eine feste Grenze setzten. Nachdem bereits 1889 in Pillau Schwimmdocks errichtet worden waren, wurde 1890 in Danzig an der Weichsel eine neue Werftanlage in Angriff genommen, die den Bau von Schiffen jeder Größe gestattete. Kriegs- und Handelsschiffe jeder Art für viele Nationen sind hier entstanden, ohne daß dabei die Elbinger Anlagen zurückgesetzt wurden. Die Gesamtzahl der beschäftigten Arbeiter stieg in den letzten Lebensjahren F. Schichaus auf ungefähr 5000.

Von der kleinen Werkstatt zur großen Fabrik von Weltruf! Diesen Erfolg seiner Lebensarbeit hat Ferdinand Schichau nicht mühe- und sorgenlos, etwa als Ergebnis einer glücklich erfaßten Konjunktur ereicht. Vor der Macht seiner genialen Persönlichkeit, die ihm Freunde zuführte, ihn hervorragende Mitarbeiter finden und das Notwendige und Mögliche sicher erkennen und tun ließ, erscheinen allerdings die Schwierigkeiten klein, die andere zum Verzicht auf den Kampf um den Aufstieg gezwungen hätten. Vermögenslosigkeit bei der Gründung der Werkstätte, knappe, nur durch eifriges Werben einzuholende

Aufträge in den ersten Jahren, strengste Sparsamkeit in persönlichen Ausgaben, um die Mittel für Erweiterungsbauten bereitzuhalten, anfänglicher Mangel an technisch vorgebildetem Personal, Mißtrauen bei auftraggebenden Behörden und Kaufleuten gegen seine Neuerungen, das sich in der Festsetzung hoher Konventionalstrafen für den Fall des Mißlingens der Arbeiten ausprägte, das sind einige Begleiter auf dem Wege des Werdens der Firma F. Schichau. Auch ist die den „Gründerjahren" nach dem Kriege von 70/71 folgende Krisis, die das gesamte deutsche Wirtschaftsleben aufs schwerste erschütterte, nicht unbemerkt an dem Unternehmen vorübergegangen: fehlende Aufträge, Kurzarbeit, Rückgang der Arbeiterzahl kennzeichneten die Jahre 1876/78. In den ersten Monaten des Jahres 1884 brach in den Anlagen der Wallstraße Feuer aus und legte mehrere Fabrikgebäude nieder mit allem Material und den im Bau befindlichen Maschinen für die ersten sechs deutschen Torpedoboote. Trotzdem gelang es durch entsprechende organisatorische Maßnahmen, alle Arbeiter weiter zu beschäftigen und die Torpedoboote pünktlich fertigzustellen.

Mit den Erfolgen über alle Widerstände hinweg häuften sich die Ehrungen hoher und höchster Stellen. Aber nichts derartiges hat den einfachen, stets auf Pflichterfüllung gerichteten Sinn Ferdinand Schichaus geändert. Er blieb bei der schlichten, persönlich anspruchslosen Lebensweise, die ihn im Elternhause umfangen hatte. Man erzählt, daß der alte Geheimrat Schichau oft nicht Geld genug bei sich trug, um sein Glas Bier am Stammtisch in der „Börse" gleich zu bezahlen, worauf er sonst sehr hielt. Die Nöte und Sorgen seiner Arbeiter fanden bei ihm warmes Verständnis und reiche, aber stille Hilfe.

Seiner Vaterstadt Elbing hat Schichau mit reichen Händen und warmem Herzen den Dank abgestattet für die

ihm in seiner Jugend gewordene Förderung. Stiftungen für den Bau eines Krankenhauses, für Kinderbewahranstalten, Zuschüsse für Schulen, für den Gewerbeverein, Förderung von Spiel und Sport, hilfsbereites Verständnis für die Bedeutung des Kasinos, des Ostseebades Kahlberg, des Theaters, Beihilfen zum Ausbau neuer Betriebe, Kredithilfen zur Abwendung schwerster Schäden infolge des Zusammenbruchs der Elbinger Kreditbank, das sind Taten, die aus seinem lebendigen Gemeinsinn entsprangen, derselben Lebensauffassung, die ihn von allen Ehrenämtern nur die Aemter als Stadtverordneter und eines Mitgliedes der Aeltesten der Kaufmannschaft annehmen ließ.

Ueber alle diese Taten hinaus ist aber Ferdinand Schichau für seine Vaterstadt Elbing durch sein Lebenswerk ein Stück Schicksal geworden. Nach dem unglücklichen Kriege von 1806/07 lag die einst größte Handelsstadt des deutschen Ritterordens schwer darnieder. Keine Anstrengungen vermochten es, den Handel Elbings zu seiner alten, die Nachbarstädte weit überragenden Bedeutung zu beleben. Nach dem Bau der Ostbahn war die alte Ordensstadt endgültig aus ihrer Rolle als wichtiger Seehafen verdrängt. In dieser Zeit hat sich unter der Führung Schichaus die Wandlung Elbings von der Handelsstadt zum größten Industrieplatz Ostpreußens vollzogen und ihm damit seine heutige Bedeutung gesichert.

Ohne jemals ernstlich krank gewesen zu sein, starb Ferdinand Schichau nach kurzem Unwohlsein wenige Tage vor der Vollendung seines 82. Lebensjahres, in der nicht getäuschten Gewißheit, daß sein langjähriger Mitarbeiter und Schwiegersohn Carl H. Ziese sein Werk kraftvoll ausbauen werde.

XXI.

Colmar Freiherr von der Goltz-Pascha.



Colmar Freiherr von der Goltz-Pascha.

Colmar Freiherr von der Goltz=Pascha

1843–1916.

Von Werner.

Kahl in den Feldern gelegen war das kleine ostpreußische Gut Bielkenfeld im Kreise Labiau; aber es hat einen vielgewandten Mann, einen gedankenreichen Kopf hervorgebracht; denn dort ist Generalfeldmarschall Freiherr von der Goltz geboren worden. Das Gut, ein Besitztum seines Vaters, mußte bald nach Colmars Geburt verkauft werden: es wurde später aus Verehrung für den Feldmarschall in „Goltzhausen" umgetauft. Auch auf dem kleineren Gute Fabiansfelde zwischen Königsberg und Pr.=Eylau ging es der Familie wirtschaftlich nicht besser. Es muß auch dort „dürftig, ärmlich und eng" gewesen sein. Denn auf der Landwirtschaft und der ganzen Provinz lasteten noch zu furchtbar die Folgen der Napoleonischen Kriege. So konnte auch Fabiansfelde nicht gehalten werden; ohne Nutzen für die Familie wurde es verkauft. Mit sechs Jahren verlor Colmar auch noch seinen Vater an der Cholera. Vermehrt fiel Not und Bedrängnis auf die Familie. Die Erinnerung daran verfolgte den Jungen durchs Leben. Er war als Kind kränklich und weinerlich. Kurzsichtigkeit kam bald hinzu. „Piepsgessel" wurde er gescholten, womit in Ostpreußen junge, wenig lebensfähig ausgekommene Gänschen bezeichnet werden. Er glaubte zuzeiten, daß ihm das Waisenhaus bestimmt sei. Indessen erhielt er eine Freistelle in der Realschule auf der Burg zu Königsberg. Schon damals war Geographie sein Lieblingsfach. In der Not wurde der Gedanke erwogen, ihn ein Handwerk lernen zu lassen. Da gelang es ausnahms=

weise, neben seinem älteren Bruder auch noch ihn im Kadettenhause zu Kulm unterzubringen, und zwar als „Königlicher" Kadett, d. h. in einer ganzen Freistelle.

Instradiert mit drei Talern, langte er elfjährig an. Er zeigte sich als ein stiller, bescheidener, immer liebenswürdiger und fleißiger Junge. Schon damals lieferte er die besten Aufsätze, war aber auch bald ein guter Turner. Sein Lieblingsdichter wurde — Heine. Weniger schmackhaft als diese Lektüre war die leibliche Nahrung. Denn Buttermilch mit Pellkartoffeln, ein echtes Ostpreußengericht, gab es natürlich nicht jeden Tag! Köstliche Schilderungen seines Kadettenlebens in Kulm gab Goltz selbst in seiner im Frühjahr 1914 begonnenen Selbstbiographie, die aber leider nicht über die Kulmer Zeit hinausreicht. Es finden sich darin auch wertvolle Rückblicke auf die harte Geschichte Ostpreußens, von dem er rühmt, daß es so viel Lebenskraft bewiesen und „des Reiches tatkräftige Unterstützung mehr verdiente als die herben und ungerechten Kritiken über Ostelbier und Latifundienwirtschaft, die ihm so oft zuteil werden". Offenbar der Pistolenschuß von Serajewo hat den Faden der Biographie abgerissen.

Nach Absolvierung der Selekta in Berlin trat Goltz 1861 als Sekondeleutnant in das Infanterie-Regiment Nr. 41 in Königsberg ein. Schon anfangs war ihm „Vergnügen eine Last und Arbeit eine Lust". So gewann schon seine erste Winterarbeit bleibenden Wert; denn er wies darin zum ersten Male an der Hand der Vorgänge in der Schlacht von Pr.-Eylau, zu deren Darstellung er persönliche Geländestudien angestellt hatte, schlagend nach, daß ein Feldherr, der eine Schlacht verloren gibt, sie dann auch in Wirklichkeit verloren hat. Heute wissen wir, daß an der Marne 1914 nur die Nichtbeachtung dieses weisen

Wortes die folgenschwerste Wendung im Weltkriege herbeigeführt hat!

Der Ausbruch des Krieges von 1866 traf Goltz schon auf der Kriegsakademie. Bei Trautenau verletzte ihn eine Gewehrkugel schwer an der Schulter und traf auch die Lunge, und die Nachwirkungen davon haben sich nie wieder ganz verloren. Nach dem Kriege führten ihn topographische Generalstabsarbeiten nach Ostpreußen zurück, wo er sich vom Gute Orschen die Tochter des Landschaftsrates Dorguth, seine liebste Gespielin aus der Kinderzeit, zur Gattin nahm. Fünf Kinder entsprossen dieser Ehe. Aber die anfängliche Zulage des Schwiegervaters nahm im umgekehrten Verhältnis zu diesem Segen ab, und die pekuniären Sorgen wollten jahrzehntelang nicht von ihm weichen. Sie haben aber anderseits dazu mitgeholfen, seine literarischen Fähigkeiten zur schönsten Blüte zu treiben.

Als Prinz Friedrich Carl am 16. 8. 1870 auf seinem berühmten, meist im Galopp zurückgelegten Ritte von Pont-à-Mousson auf die Höhen von Vionville zum schwer kämpfenden dritten Armeekorps (Alvensleben) eilte, um seinen treuen Brandenburgern zunächst einmal zu zeigen: Ich bin bei Euch! Jetzt wißt Ihr, daß Euch geholfen wird! — — da befand sich der Premierleutnant von der Goltz an seiner Seite. Die Schlacht war nicht verloren, weil sie der Feldherr nicht verloren gab. Eindrucksvoll hat für Goltz dies Wort in der herrlichen Figur des „Roten Prinzen" wie auch des Generals von Alvensleben in bangen 24 Stunden Gestalt gewonnen und ist für ihn als Lehrmeister zeitlebens fruchtbar geblieben — leider nicht ausnahmslos für deutsche Führerschaft im Weltkrieg.

Auch weiter gewann der junge Offizier im Stabe des Oberkommandos der 2. Armee Einblicke in die Leitung der großen Operationen und hat dies als erster kriegsgeschicht-

lich nutzbar gemacht*). Aber ganz allgemeine Bedeutung hätte seine Schrift über „Léon Gambetta und seine Armeen“ gewinnen müssen. Sie ist zunächst nur für ihn persönlich folgenschwer geworden; 40 Jahre später allerdings auch für ganz Deutschland — — durch Nichtbefolgung der dort gegebenen Ratschläge. Denn der junge Generalstabshauptmann feierte in dem großen Franzosen den Mann, der in der schweren Not seines Landes beim ganzen Volke keine andere Beschäftigung mehr gelten ließ als den Kampf bis aufs Messer! An ihm sollte Deutschland — nach der Absicht des Verfassers — die Grundlagen für die Führung eines langen Krieges gewinnen. Das Buch erschien 1877. Es stellte zwei bestimmte Forderungen auf: 1. Die Armee schon im Frieden zu vermehren. Da dies bei der Armut des Reiches und der dreijährigen Dienstzeit nicht angeht, muß die Erhöhung des jährlichen Rekrutenkontingents durch Herabsetzung der Dienstzeit auf zwei Jahre erreicht werden. Entsetzen allerorten! — Die zweite Forderung erstreckte sich auf Disziplinierung der Jugend, ihre gründliche Vorbereitung auf die eigentliche militärische Dienstzeit, lange bevor sie selbst begann.

Heute weiß jeder Gebildete, daß Ludendorff, der unbequeme Mahner, dem Generalstab weggenommen wurde, als er — noch beizeiten — drei neue Armeekorps gefordert hatte. Goltz' Spuren hätten ihn schrecken können. Denn diesem hatte seine Schrift „Gambetta“ schon 35 Jahre früher die gleiche Maßregelung eingetragen. Die treibende Kraft beim Kriegsminister von Kameke war hierbei der

*) 1. „Die Operationen der 2. Armee bis zur Kapitulation von Metz.“
2. Desgl. an der Loire.
3. „Die Denkwürdigkeiten des Prinzen Carl“, der ihm sein Tagebuch übergeben hatte.
4. „Die sieben Tage von Le Mans.“

Oberst von Caprivi, derselbe, der 16 Jahre später als Reichskanzler — Ironie des Schicksals! — selbst die zweijährige Dienstzeit einführte und dazu auch Goltz-Pascha in Konstantinopel zu Rate zog!

Unser Held hatte sich schon bald nach dem Kriege genötigt gesehen, zum Unterhalt seiner Familie für Nebeneinnahmen zu sorgen; er fand sie durch Schriftstellerei, anfangs auf belletristischem Gebiet. Doch soll dies hier außer Betracht bleiben, obwohl er sich gerade hierbei sozusagen die ersten Sporen und — Taler verdiente. Wenn er dann, nach seiner Maßregelung, Gelegenheiten zur ausschließlichen und gewinnbringenden Ausübung des schriftstellerischen Berufes ungenützt ließ, so lag dies an seiner soldatischen Passion, die ihn immer wieder davon abhielt, der Armee den Rücken zu kehren.

Aus dem Frontdienst holte ihn schon nach einem Jahre (1878) kein Geringerer als der große Moltke selbst wieder heraus, indem er ihn mit höheren Offizieren zu den französischen Manövern entsandte, ihn dann in die kriegsgeschichtliche Abteilung versetzte und ihn mit Vorlesungen an der Kriegsakademie betraute. Jetzt schienen auch die materiellen Sorgen schwinden zu sollen, wenn er auch selbst noch nicht daran glauben konnte; war ihm doch „die Not ein viel vertrauteres Fahrwasser“.

Es folgten schriftstellerisch fruchtbare Jahre, vor allem für die Abfassung des Generalstabswerkes über den Krieg von 1870/71. In seinen eigenen Büchern wandelte er immer von neuem das Thema ab, nicht auf den gewonnenen Lorbeeren auszuruhen und auch die Jugend von früh auf zur Wehrhaftigkeit heranzubilden. Das „Volk in Waffen“ wurde auch sein volkstümlichstes und bestes Buch. Auch den Weg „Von Roßbach bis Jena und Auerstedt“ durchwanderte er mit dem Leser, um damit Deutschland vor falscher Sicherheit zu warnen.

Trotz aller literarischen Erfolge deklamierte er doch immer wieder aus der „Braut von Messina“: „Der Uebel größtes — — sind die Schulden!“ „In engen Verhältnissen aufgewachsen“ — so heißt es in seiner angefangenen Selbstbiographie —, „war ich von früh an gewohnt, für mein Tun die nüchternsten Beweggründe walten zu lassen.“ So war es auch jetzt, als sich ihm Gelegenheit bot, in türkische Dienste zu treten. Dort begann er im Jahre 1883 seine Tätigkeit als Leiter des Erziehungswesens. Dann wurde er Souschef des Generalstabes, und vor allem wurde er beauftragt, eine Armeereform in Angriff zu nehmen. Wie sollte er aber zu Ergebnissen kommen, wo des Sultans eigentliches Streben mehr darauf gerichtet war, die Armee zu schwächen als zu stärken? Denn er mißtraute ihr, er war z. B. gegen jedes Schießen von Soldaten höchst empfindlich und hatte es durchaus verboten.

Im Jahre 1886 hatte Goltz den fertigen Entwurf zur Armeereorganisation dem Sultan persönlich überreicht. Ein Orden war die Antwort; in der Sache selbst erfolgte nichts. Die wiederholte Eingabe erzielte einen Brillantschmuck für die Gattin. Das drittemal erhielt er 20 000 Frank, die er aber, unter Mitteilung an den Sultan, einer mildtätigen Sammlung überwies. Denn er wollte — die Reform! Kein Schweigegeld! Unfaßlicher Gedanke für den Großherrn. Denn bei der vierten Uebersendung rief er verwundert aus, was Goltz denn nun noch haben wolle. — Immerhin kam es doch dann zu einem neuen Rekrutierungsgesetz, Reform-Landwehr- und -Landsturmgesetz und zu den sogenannten „Goltz-Reglements“. Freilich, eine moderne Ausbildung der Truppen unterblieb nach wie vor. Die Furcht vor Verschwörungen saß zu tief im Nacken ihres Herrn. Hiernach müssen die reformatorischen Erfolge des Generals dennoch als wunderbar bezeichnet werden. Möglich waren sie nur, weil es ihm gelungen

war, das Mißtrauen gegen ihn langsam zu beseitigen. Aber er hat auch im türkischen Volke durch Wort und Schrift und Taten das Verständnis für die eigene Armee ganz außerordentlich gehoben. Im Thessalischen Kriege (1897) gegen Griechenland hat die „Schule Goltz“ und sein persönlicher Einfluß Erfolge gezeitigt, die den Türken unvergeßlich blieben. Auch hat er ihnen eine kriegsgeschichtliche Studie über diesen Krieg gewidmet, um ihnen damit auch in der weiteren Welt zur gebührenden Anerkennung zu verhelfen. Land und Leute hatte er, wie einstens Moltke es getan, schon früher in seinen „Anatolischen Ausflügen“ beschrieben, „um sie der Kenntnis des Abendlandes näher zu bringen und ihm ein vielfach falsch beurteiltes Volk anmutender zu machen“. So ist General von der Goltz bei den Türken populärer geworden als irgend ein Fremder je zuvor. Das legte auch den Grund zu jener Vertrauensstellung, die er auch zum Nutzen seiner deutschen Heimat verwertete. Schon damals hat er vielfach auch diplomatisch, politisch und wirtschaftlich für Deutschland gewirkt, und so kam es, daß sein Wunsch, wieder einmal in preußische Dienste zu treten, für beide Länder eine schwer lösbare Frage geworden war.

Nach vollen zwölf Jahren kehrte Goltz als türkischer Marschall zurück und wurde Divisionskommandeur in Frankfurt a. O. Im Jahre 1898 trat er an die Spitze der Generalinspektion des Ingenieur- und Pionierkorps, wo es galt, zäh vererbte Fehler zu beseitigen und in der Landesbefestigung durchgreifend zu reformieren. Hier hoffte er in einem Jahre mehr in die Wege zu leiten als in den letzten zwanzig Jahren zusammengenommen geschaffen wurde. Indessen, es kamen andere Ansichten auf, und Goltz wechselte seine Stellung zu einer Zeit, als er sich selbst noch wenigstens zwei Jahre darin für nötig gehalten hatte. Der bedrohten Lage seiner Heimatprovinz war in seinem

Befestigungsplan ganz besonders gedacht worden. Es ist bekannt, welche Wichtigkeit z. B. die Angerapplinie in den Anfangsoperationen des Weltkriegs hatte. Ihre ständige Befestigung, die er geplant, aber nicht hatte durchsetzen können, wäre ihnen wahrscheinlich sehr zustatten gekommen. Aber die Seenbefestigungen wurden fertiggestellt und haben 1914 für die so entscheidende Trennung der russischen Njemen- und Narewarmee das Ihrige beigetragen.

Die „schönste Zeit“ für Goltz waren die glücklichen Jahre an der Spitze des 1. Armeekorps (1902—1907). Militärisch hob er seine ganze Umwelt in seine geistige Atmosphäre empor. Der „dicken Luft“ der vielen kleinen Garnisonen führte er durch zahlreiche persönliche Besuche dauernd Sauerstoff zu. Im Lager von Arys fühlte er sich wie im Felde und daher am wohlsten. Das Ziel aller seiner Bemühungen war es, den Führern Verantwortungsfreudigkeit anzuerziehen und die Leistungsfähigkeit der Truppen zu steigern. Die Befreiung Ostpreußens 1914 ist gerade diesen Eigenschaften in besonderem Maße zu danken. — Aber auch die Herzen der ganzen Provinz hatte sich der Kommandierende General gewonnen. Ich rufe die Leser zu Zeugen auf! Ein „reiches Lustrum“ ist seine dortige Zeit genannt worden. — „Dem Jünger des Kriegsgottes und der Musen, der sowohl der fremdländischen wie der Heimatgeschichte manch lichtvollen Beitrag geliefert und, in den Spuren Karl Ritters, und Helmuth von Moltkes wandelnd, Länder und Volkssitten des Orients mit Eifer studiert und getreulich beschrieben hat“ — verlieh die Albertus-Universität die Würde eines Ehrendoktors (1904). Er meinte hierzu mit seiner hohen Stimme und seinem sonnigsten Lächeln, die gelehrten Herren hätten eben auch einmal einen Analphabeten in ihrer Mitte haben wollen.

Als die 6. Armeeinspektion, der auch das 1. Armeekorps angehörte, neu formiert wurde, stellte der Kaiser den Generalobersten Freiherrn von der Goltz an ihre Spitze. Das deutete auf die künftige Verteidigung Ostpreußens hin und söhnte ihn mit dem einstweiligen Abschied von der Heimat aus. Würde er diesmal seine Arbeit für Preußen im Kriege krönen können? Bis dahin nützte er die Zeit wieder zu ausgedehnter literarischer Tätigkeit aus. Im Rahmen des Sammelwerkes: „Das 19. Jahrhundert in Deutschlands Entwickelung" von Paul Schlenther bearbeitete er in zwei starken Bänden: „Die Kriegsgeschichte Deutschlands im 19. Jahrhundert". Im ersten Teil „Im Zeitalter Napoleons" (erschienen 1910) wies er einleitend auch auf den materiellen Aufschwung Deutschlands hin, der wegen seiner Schnelligkeit Bedenken erregen müsse. Denn er vermehre das Gefühl der Sicherheit und das Streben nach Genuß. „Beides ist aber den Völkern in der Geschichte immer verhängnisvoll geworden; denn nur solange als die Förderung des kriegerischen Geistes bei ihnen gleichen Schritt hielt mit der allgemeinen Kulturentwickelung, haben sie einen festen Stand in der Geschichte behauptet." Das sollte unser Leitstern sein, damit „dem für Deutschland glänzend abgeschlossenen Jahrhundert ein neues, ebenso ruhm- und ehrenvolles nachfolgen möge". Diese Mahnung erfolgte bezeichnenderweise, nachdem uns das erste Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts zwar weniger für die Flotte, aber um so mehr für das Heer ohne genügenden Ausbau vergangen war und als gerade die wichtigen Forderungen des Generalstabes rücksichtslos einsetzten. Da mußte eine Unterstützung von literarisch so bedeutender Seite wertvoll sein.

Erst 1914 konnte der zweite Teil: „Im Zeitalter Kaiser Wilhelms des Siegreichen" erscheinen. Auch er beweist das Wort aus Macbeth: „Wie Ihr wißt, war

Sicherheit des Menschen Erbfeind jederzeit." Erst Bismarck riß uns vom Rande des Abgrundes zurück.

Als im Jahre 1901 die „Deutsch-asiatische Gesellschaft" gegründet wurde, beteiligte sich Goltz daran und wurde ihr erster und einziger Präsident. Was wollte sie? Mit einem Auge auf das neidische England und Frankreich gerichtet, sagte sie Asien und meinte Kleinasien, insonderheit Anatolien, wo große deutsche Interessen lagen und gefördert werden sollten. Goltz' glänzender Name zog andere an. Die Gesellschaft wurde bald in allen Fragen der Orientpolitik führend und was im Auswärtigen Amt mit maßgebenden Männern jenes Erdteils zu besprechen übrig blieb, erledigte sich unbemerkt und zwanglos bei den Veranstaltungen und in den Räumen der Gesellschaft. Immer war Goltz der Mittelpunkt. Seine überlegene Betrachtungsweise zog alle Hörer in seinen Bann. Seine Herzenshöflichkeit empfand ein jeder „wie eine Liebkosung". Er war auch hierdurch das lebendige, wertvollste Bindeglied zwischen Deutschland und dem Orient, und so konnte nur er allein auch die Verbindung inniger gestalten, als die Not dazu rief. Das sollte später für ihn entscheidend werden!

Eine harte Probe war aber zuvor während der türkischen Revolution zu bestehen. Noch 1908 war Goltz der gefeierte Gast des Sultans Abdul Hamid gewesen. Wie sollten sich nun die Jungtürken zu ihm und er sich zu ihnen stellen? Schon während der Revolution, als „Schelmufski bereits Nr. Sicher saß", hatte ihnen Goltz durch seine politischen Ratschläge vorzügliche Dienste geleistet und so einen außerordentlichen Einfluß auf die freundschaftliche Haltung der Türkei zu den internationalen Mächten ausgeübt, aber auch deren Vertrauen zur Türkei gehoben und gefestigt. Ein gewiegter Diplomat in Uniform wuchs hier zu internationaler Bedeutung: Die Jungtürken beriefen ihn! den Freund „Schelmufskis"! Ein historisches Er-

eignis ersten Ranges! Aber am lautesten hatte die Armee nach ihm gerufen. Und er kam wie ein Messias. Am Kai von Galata empfing ihn ein ganzes Volk mit Ovationen, wie sie noch nie von einer Nation einem Ausländer zuteil geworden waren. Die Wage seines Schicksals begann sich nachhaltiger zum Orient zu neigen. Er aber trat kurzerhand in die Arbeiten ein. Sie galten der Organisation der neuen Armee. Als Endzweck stellte er hin: die endgültige Beendigung der Periode von Gebietsverlusten und politischen Demütigungen; jede neue zugemutete Unbill müsse zurückgewiesen werden. Das war die Sprache eines Staatsmannes, der Soldat war.

Die türkischen Niederlagen im Balkankriege 1912/13 wurden von der europäischen Presse, namentlich der französischen und italienischen, natürlich ihm zur Last gelegt. Der wahre Grund war aber die Absicht, das ganze verhaßte Deutschland herabzusetzen. „So wie jetzt den Türken" — schrieb man ihm mehrfach — „wird es den Deutschen gehen, wenn sie mit Franzosen zusammentreffen." Goltz erklärte in seiner Schrift „Der jungen Türkei Niederlage" die wahren Gründe des Zusammenbruchs in jener Zeit des Uebergangs.

In der Heimat stieg der General am 1. 1. 1911 zum Feldmarschall auf. Auch wurde er à la suite des Infanterie-Regiments v. Boyen (5. Ostpreußischen) Nr. 41 gestellt und so der Provinz von neuem verbunden. Im Jahre 1913 erhielt er nach 52jähriger Militärdienstzeit den oft erbetenen Abschied. Hierin hätte nichts Ungeheuerliches gefunden werden können, wenn es sich nicht gerade um den jugendforschen Goltz gehandelt hätte und nicht vermutet worden wäre, daß ihm bei der Unsicherheit der Zeiten sein politisches Hervortreten und seine publizistische Propaganda für die Jungdeutschlandbewegung verübelt worden sei. Schon im November 1911 war er an die Spitze des

„Jungdeutschlandbundes" getreten. Jetzt hatte er Gelegenheit, sich ihm besonders zu widmen. Wie wir wissen, kam er damit zur alten Liebe zurück. Den Königsbergern sind gewiß noch seine festen und ernsten Worte in Erinnerung, die er, kurz bevor sie sich bewahrheiteten, im Sommer 1914 am Galtgarben an die Jungdeutschlandgruppen richtete, denen damals sein Besuch in erster Linie galt. Vieles hat er zur Verwirklichung seiner Jugendideen erreicht; aber auch hier machte ihm Allah vorzeitig einen Strich durch die Rechnung. Denn zu frühe kam der Krieg.

„Kinder" — so sagte er zu seiner Familie — „täuscht Euch nicht. Das wird ein sehr langer und schwerer Krieg — — eins ist mir klar: die gänzliche Wiederverarmung Deutschlands." Ueber seine eigene Verwendung meinte er: „Meine ganze Laufbahn, meine Beziehungen mit der Einwohnerschaft, meinen militärischen Antezedenzien nach gehörte ich nach dem Osten." Er hatte gehofft, dort wirken zu können. Es war ein Traum. „Ein tiefer, unüberwindlicher Kummer wird es mir bis zum Grabe bleiben, daß mir das Schicksal dort keinen Platz gegönnt hat." Wir allerdings dürfen darüber nicht grollen; denn mehr als ein „Tannenberg" hätte dort kein Sterblicher erkämpfen können. Aber im Westen? Dort hatte sich am rechten Flügel, an der Sambre und bei Mons, schon in der dritten Woche die Gelegenheit zu operativer Umfassung geboten. Aber Generaloberst v. Bülow hielt die Armeen zu dicht aneinander. Es fehlte eine übergeordnete Führung über die Armeen des rechten Flügels. Bei Le Cateau ebnete die englische Führung selbst der deutschen geradezu die Wege zur Umfassung; es wurde nicht genügend ausgenützt. Und von der Lücke an der Marnefront schreibt sich der bedächtige Entschluß zum Rückzuge her! — Schweifen wir drei Jahre zurück (1911). Damals führte Generalfeldmarschall Freiherr von der Goltz im Kaisermanöver bei Prenzlau die blaue

Armee. Im Bericht des Großen Generalstabes hierüber finden sich die bedeutungsvollen Sätze: „Die blaue Armee verdankte ihren Erfolg dem Festhalten am Umfassungsgedanken — —“ und weiter: „Generalfeldmarschall Freiherr von der Goltz nahm die Gefahr der großen Frontausdehnung und einer dadurch in der Mitte entstehenden Lücke auf sich“ und siegte!

Man sagt, Generaloberst v. Moltke habe selbst bedauert, den Feldmarschall nicht zur gemeinsamen Führung der rechten Flügelarmeen verwendet zu haben! So kam es, daß er statt dessen, nach seinem eigenen Sturz, den Marschall erst hinter der Heeresfront als Generalgouverneur in Brüssel wiedersah. Meist allerdings befand sich dieser unmittelbar bei seinen kämpfenden Truppen und stärkte dort, wie einst Friedrich Carl, mit seiner väterlichen Art in mancher schweren Lage ihre Zuversicht. 23 Gefechtstage hat er mit ihr verlebt und ist im Straßenkampf auf 15 Schritte dem Feinde nahegekommen. Ein Streifschuß am Auge blieb ihm zur dauernden Erinnerung. Sein mannhaftes Ausharren im schwer bedrohten Rücken des Heeres, ohne Hilferuf an dieses, bleibt eine rühmenswerte Tat für sich.

Am 28. November 1914 erhielt Goltz seine Berufung zu unserm neuen türkischen Verbündeten, den in erster Linie seine eigene Lebensarbeit für Deutschland gewonnen hatte. Aus der anfänglichen Ehrenstellung bei der Person des Sultans wurde später die eines Beraters Enver Paschas. Dann wurde ihm die erste türkische Armee zur Verteidigung der Hauptstadt anvertraut. Am meisten aber tat er für das Land seiner Wahl und für die gemeinsame Sache, indem er den entscheidenden Einsatz deutscher Armeen auf dem Balkan im Großen Hauptquartier erwirkte. Aber vor die schwierigste — und letzte — Aufgabe wurde Goltz als Führer der türkischen Armee in Mesopotamien gestellt. Im

Truppenzelt im Wüstensande schrieb er in sein Tagebuch: „Was mir die Heimat hartnäckig verweigert, das hat mir am Ende die Fremde gegeben. Ich werde ihr ewig dafür dankbar sein.“ Aber auch dort hat Allah ihn das Glück nicht bis zu Ende kosten lassen. Wie Moses nur einen Blick in jenes Land tun, aber es nicht betreten konnte, so erlebte Goltz dort nicht mehr den vollendeten Sieg, den er persönlich bei Kut-el-Amara gesichert und vorausgesehen hatte. 15000 Engländer unter Townshend ergaben sich seinen Truppen, aus deren Mitte ihn drei Wochen vorher der Flecktyphus gerissen hatte.

Ein „Feldmarschall zweier Reiche“ liegt in ewiger Ruhe auf luftiger Höhe im Schatten rauschender Baumwipfel im Park von Therapia, wo Asien und Europa sich am nächsten stehen; — ein schlichter Mann ostpreußischer Erde, umstrahlt von der Gloriole des Sieges, umfangen von der verklärenden Liebe zweier Völker. — In der Heimat rief die Deutsch-asiatische Gesellschaft zur Trauerfeier in den Reichstag (18. 6. 1916). Als ob dem Toten in Eile etwas abzubitten sei, erhebt sich unvermittelt Generaloberst v. Moltke in tiefer Ergriffenheit. Er feiert den Mann und Soldaten und eilt zum Schlusse: „— — es stehen in der Geschichte oft Heldenmut und Tragik nebeneinander — —“, und wenige Minuten später war er selbst in die andere Welt dem nachgefolgt, den er soeben als Sieger gepriesen hatte. Wiederum hat Allah selbst der Totenfeier für den Pascha keinen erwünschten Ausklang geduldet.

Von allem, was das Leben eines Goltz der Jugend, die er so sehr geliebt, zu geben hat, wollen wir nur ein Wort hierher stellen, das er zu Anfang seiner Selbstbiographie 1914 niederschrieb: „Der Leser wird sich überzeugen, daß es im Vaterlande immer noch möglich ist, ohne besondere

Bevorzugung durch Natur oder Schicksal, ja ohne Mittel und ohne mächtige Förderer und Beschützer, durch Mühe und Arbeit vorwärts zu kommen und den Weg selbst zu hohen Stellungen im Staate hinaufzufinden.“ So war es in der versunkenen Zeit. Möge die gegenwärtige und kommende es ihr hierin gleichtun. Denn mehr als jemals ist ja in unseren Tagen die ganze Provinz nur auf sich selbst gestellt.

XXII.

Lovis Corinth.



Lovis Corinth.

Lovis Corinth

1858–1925.

Von Alfred Kuhn.

Jede große Kunst ist national. Dabei braucht keine Bewußtheit im Spiele zu sein. Im Gegenteil. Wo dies der Fall war, kam kaum je ein großes Kunstwerk an den Tag. Die Nazarener vor 100 Jahren wollten eine nationale Kunst aufrichten in Widerpart gegen das internationale von Frankreich ausgehende Rokoko. Es ist wenig dabei herausgekommen: die Wirkung der Overbek, Veit und Cornelius war kurz. Auf die Kraft der Persönlichkeit kommt es an, darauf, daß sie mit beiden Beinen in der mütterlichen Erde stecke, daß die Nabelschnur zwischen ihr und der Natur nicht abgerissen, daß ununterbrochen die quellenden Säfte des Bodens zu ihr emporsteigen.

Solch eine Persönlichkeit ist Lovis Corinth gewesen, der nun vor eineinhalb Jahren in einem holländischen Badeort gestorben ist. Mit ihm ging nicht nur ein großer Künstler dahin, dessen Nachruhm ins Europäische zu wachsen beginnt, sondern auch ein durch und durch deutscher Mann, einer der treuesten Söhne Ostpreußens. Der Ablauf seines Lebens ist bezeichnend für das Organische seines Wachstums. Aehnlich wie Thoma hat er sich in seinen Studien nicht auf seine Heimat beschränkt, ist über die Grenzen hinausgewandert, hat in sich aufgenommen, was Vergangenheit und Gegenwart in breitestem Umfang ihm geboten. Aehnlich wie jener hat er sich alles zum Eigenen gestaltet, Fremdes hat er sich anverwandelt. Das starke Blut der Rasse hat ihm die Form verliehen. Nichts von Bewußtheit ist in diesem

ganzen Künstlerdasein so wenig wie in jenem Thomas. Das Leben wird gelebt, der Künstler folgt dem eigenen Stern, horcht auf den Dämon in den Tiefen der eigenen Brust, und als er am Ende an den Pforten des Todes die Bahn überblickte, die er geschritten, da ergab es sich, daß alles notwendig gewesen, daß, wie jäh und unzusammenhängend das einzelne, das Ganze doch organisch im höchsten Sinne geworden.

In einem kleinen Hause in Tapiau, als Sohn eines Gerbers, ist Corinth am 21. Juli 1858 geboren. Seit dem 17. Jahrhundert hat die Familie in den Dörfern Wargienen, Koddien, Neuendorf und Moterau gesessen als Bauern und Handwerker. Auch der Vater ist als Landwirt aufgewachsen. Als er dann mit der Frau eine Gerberei erheiratete, hat er sich in dieses Handwerk eingelebt und ist ein vermögender Mann geworden. Die Jugend des Künstlers verlief auf dem Grund des väterlichen Anwesens zwischen den Lohgruben und dem Pregel, an dessen Ufer die Dampfkähne mit Torf, Getreide, Kohl und Kartoffeln ankerten. Buntes Leben umgab ihn. Sechs Füchse standen im Stall. Gesellen und Mägde liefen über den Hof, und über alles gebreitet war der hohe Himmel Nordostdeutschlands, vor dessen blassem Hellblau die Wolken zu wunderlichen Gestalten sich ballten, zu seltsamen Köpfen mit knolligen Nasen und langen Bärten. Sie waren es, die zuerst die Phantasie des Knaben angeregt haben. Von Kunst wußte man nicht viel: Der Zimmermann Beekmann zeichnete allerlei Figuren für den Knaben. In dem Stübchen einer Magd sah er in einer Lithographie Friedrich Wilhelm III. von Franz Krüger das erste wirkliche Kunstwerk.

Die Familie war wohlhabend und der kleine Lovis aufgeweckt. So wollte man einen Studierten aus ihm machen. Der Mutter schwebte ein Traum vor, wie er als Pfarrer

auf der weißlackierten Kanzel von Tapiau stehen werde und wie alles andächtig seiner Rede lauschte. So wurde er in jungen Jahren schon nach Königsberg gebracht, das Gymnasium zu besuchen. Aber es wurde eine Enttäuschung. Viel lieber lief er am Bollwerk herum und bestaunte die hohen Schiffe, die ihre Ladung löschten, oder er lag in einem Kahn und trieb auf dem Pregel herum, träumte von weiten Fahrten zu den Indianern und Malaien. Die Leidenschaft zur Kunst, die schon in den Kindertagen in Tapiau begonnen hatte, als er mit der Schere Tiere aus Zeitungspapier ausgeschnitten, wuchs. Was er sah, versuchte er, mit dem Bleistift festzuhalten. Eines Tages kam er nach Hause und wollte Maler werden. Es war ein harter Schlag für die Familie. Was konnte auch wohl bei der Kunst herauskommen? Die Mutter widersetzte sich lang. Sie ließ ihren Traum so schnell nicht fahren. Aber der Vater, der eine zärtliche Liebe für den Knaben hegte, überredete sie, und so kam der junge Mann im Jahre 1876 nach Königsberg auf die Kunstakademie.

Wenn er es auch mit dem Studienreglement nicht sehr ernst nahm und lieber am Hafen oder dem Schlachthof herumstrich, um dort zu zeichnen und zu malen, so hat er doch im ganzen auf der Akademie die künstlerische Grundlage erhalten. Zwei Seelen wohnten in seiner Brust. Die eine zog ihn zur Darstellung des starken umgebenden Lebens, zur Wiedergabe von Köpfen alter Männer und Frauen, in die das Schicksal seine tiefen Spuren gegraben, zog ihn, die Farbwunder festzuhalten, die der Anblick ausgeweideter Rinder vor ihm eröffnete, von deren perlmutterfarbenen Eingeweiden das rote Blut auf das glänzende Pflaster des Schlachthofs niedertroff, die andere zog ihn zum Historienbild, wie es die Zeit liebte. Im Kunstverein sah er diese gewaltigen Maschinen mit Haupt- und Staatsaktionen, pathetischen Gebärden und buntfarbigen Kostümen. Ein

Historienmaler wollte er in seinem tiefsten Innern werden, der die ruhmvollen Taten der Vergangenheit vor den Augen seiner staunenden Mitbürger entrollte.

Nach München trieb es ihn, wo in jenen Jahren die bekannten Meister der Historienmalerei wirkten. Nur kurze Zeit verbrachte der Jüngling in dieser Stadt, um alsbald sein Heil in Brüssel und darauf in Paris zu versuchen. Von 1884 bis 1887 lebte er dort, und zwar als Schüler von Bouguereau und Fleury. Von Manet und den Impressionisten, die damals schon in voller Blüte standen, wußte er nichts. Mit größter Vertiefung malte er seine Akte ganz in der alten akademischen Tradition. Hatte er schon in Königsberg durch die Virtuosität seines Handgelenkes Aufsehen erregt, so auch in Paris. Keiner konnte wie er in einem einzigen Hieb einen ganzen Akt herunterhauen.

Die Krankheit des Vaters zog ihn nach Königsberg zurück. 1888 ist der alte Mann gestorben, der mit rührender Innigkeit an seinem Sohne gehangen und ihm ein überraschendes Verständnis entgegengebracht. Das Jahr 1889 ist das Jahr des ersten großen Historienbildes, jenes der Magdalena am Leichnam Christi, das sich heute im Museum von Magdeburg befindet. Bis zum Jahre 1900 lebte Corinth in München, wo ein weiter Kreis von Kollegen seine Bedeutung erkannte. Persönlich stand er nicht immer gut mit ihnen. Dazu war sein Charakter zu wenig verbindlich. Der wortkarge, grobschlächtige Ostpreuße, der seine Abende vor der Flasche mit Rotspon verbrachte, paßte nicht recht in die gemütliche Atmosphäre der „Allotria“, jenes bekannten Künstlervereins, der damals unter Lenbach und Kaulbach seine großen Tage hatte.

So recht in sein Element ist Corinth erst in Berlin gekommen, wohin man ihn rief, als die Sezession sich unter Liebermann bildete. 1900 siedelt er endgültig über. Der Ruhm ging ihm voraus. Seit Jahren hatte er dort aus=

gestellt, darunter auch Bilder wie die „Salome“ von 1899, die die größte Bewunderung hervorgerufen. Was aber die reichen Kreise der Reichshauptstadt am meisten interessierte, war der Mann selbst, das „Naturgenie“! Wenn dieser breitschultrige Ostpreuße mit offener Hemdenbrust bei einem Diner saß, diese Mischung von naivem Bauer und weltläufigem Kulturmenschen, vom zottigen Faun und düsterem Heiligenmaler, da erschauerten die Damen. Die Stirn beschattet von einem Schlapphut, hat er sich gemalt, die Augen trotzig in die Ferne gerichtet, Pinsel und Palette in der Hand, an der Seite ein lächelndes Modell. Es ist die Zeit der großen mythologischen Bilder, die Zeit des „Perseus und Andromeda“, des „Harem“, der „Kindheit des Zeus“, aber auch jene der erschütternden religiösen Darstellungen, wie der „Kreuzabnahme“ von 1906, der „Totenklage“ von 1908, der „Versuchung des heiligen Antonius“ von 1908 und endlich des gewaltigen „Golgatha-Altars“, den der Künstler zwischen 1909 bis 1910 für seine Vaterstadt malte. Eine Epoche von unvergleichlicher Fruchtbarkeit. Corinth liebte dieses Leben leidenschaftlich und packte es bei den Haaren. Er stürmte dahin, sich an seiner Schönheit satt zu trinken, er ergab sich ihm grenzenlos, um es grenzenlos in sich aufzunehmen.

Da auf einmal, 1911 inmitten des höchsten Genusses und des gesteigerten Schaffens, traf ihn der Blitz einer furchtbaren Krankheit und streckte ihn zu Boden. Die Schatten des Jenseitigen überdeckten ihn schon, und der kalte Hauch des Grabes kroch ihm ans Herz. Was Corinth in jenen Wochen erlebt hat, wir wissen es nicht. Aber als er vom Krankenlager aufstand, war er ein anderer geworden. Als ein Geläuterter, ein Demütiger stand er der Schöpfung gegenüber. Es war, als habe Gott seinen Sohn Corinth, der verloren schon im Gebrause des wilden Lebens, bei der Hand genommen, um ihn zu sich selbst zurückzuführen. Hatte

er jahrzehntelang danach gestrebt, den schönen Schein der Dinge einzufangen, blühende Leiber in voller Sinnlichkeit wiederzugeben, die ganze Brutalität des Leidens wie der Freude auszudrücken, so eröffnete ihm die Nähe des Todes den Einblick in das Wesen der Dinge. Die Schleier wurden ihm vor den Augen weggezogen. So vergeistigte sich jetzt in immer steigendem Maße sein Kunststil, um am Ende in den Bildnissen des Alters, den Landschaften vom Walchensee und den großen Blumenstilleben die Höhe des fast Unwirklichen zu erreichen. Immer hat Corinth die Sehnsucht genährt, ein großer Historienmaler zu werden. Er hatte die Dinge der Geschichte, der heiligen Schrift und der antiken Literatur im Gemälde und durch eine Fülle von geographischen Blättern darzustellen sich bemüht, realistisch, humoristisch, ironisch. Aber es war ihm nicht gelungen, den Beifall der Mitwelt in einem Maße zu finden, wie er es gewünscht hatte. Da auf einmal im Alter errangen ihm seine Walchensee-Landschaften und seine Blumenstilleben die allgemeine Bewunderung. Es ist wie eine Ironie. Er, der sich nie viel aus der Landschaftsmalerei gemacht hatte, er wurde für die Menschen der große Landschaftsmaler. Dies ist vielleicht die geheime Tragik seines glänzenden Lebens gewesen.

Ueberblickt man es heute in seinem Ablauf, beginnend in der niederen Stube in Tapiau bis empor zum großen Ruhm, der sich anläßlich der gewaltigen Gedächtnisausstellung in der Nationalgalerie im verflossenen Jahre jedem Betrachter überwältigend einprägte, so muß man es als ein beispielhaft deutsches Künstlerdasein bezeichnen, faustisch in seiner Hingabe an die unendliche Aufgabe des Lebens, dessen Unbegrenztheit zu umfassen Corinth unentwegt getrachtet hatte.